P. O. germ. 1426 to [Strauß]

E

<36635361880011

<36635361880011

Bayer. Staatsbibliothek

Bürgt
58

Kunz von der Rosen,

Maximilians des Ersten lustiger Rath.

Ein Beitrag zur Geschichte der niederländischen Unruhen im funfzehenden Jahrhunderte.

Zweiter Theil.

Freyberg und Annaberg,
in der Crazischen Buchhandlung
1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staats- Bibliothek München

Erstes Kapitel.

Flandern beharrt auf seinem Beschlusse.

Der Friede zu Arras, — die vollzogene Verbindung der Prinzessin Margarethe mit dem nunmehrigen König von Frankreich, Karl dem Achten, — und die von Seiten des französischen Hofs erhaltenen, und durch die Gesandten bei Margarethens Uibergabe zu Hesdin nochmals wiederholten Zusicherungen, daß man den von den Flandrern bei dieser Heirathsangelegenheit bewiesenen Eifer, und ihr rastloses Bestreben, diese Verbindung zu Stande zu bringen, nicht verkannt habe, und sich daher verpflichtet halte, ihre zum Besten ihres Landes abzielende Un-

ternehmungen werkthätig zu unterstüzzen, und selbst keinen Anstand nehmen werde, nöthigen Falls sie mit gewaffneter Hand bei ihren wohlhergebrachten Freiheiten und Befugnissen wider alle unstatthafte Anmaaßungen und Eingriffe von Seiten des Erzherzogs Maximilians zu erhalten und zu schüzzen; — dies alles machte die Flandrer stolzer, trozziger, und in ihrem Entschlusse, sich der Herrschaft des Erzherzogs nie zu unterwerfen, ihm seinen Sohn, Herzog Philipp, nicht wieder zurükfolgen zu lassen, kurz, sich allen seinen Unternehmungen nach allen ihren Kräften zu widersezzen, fester, als sie jemals gewesen waren.

Die Flandrer sahen daher Maximilians immer fruchtlos gebliebene, und gleichwohl von Zeit zu Zeit erneuerte Bemühungen, sie von der Unrechtmäßigkeit ihrer Unternehmungen, von der aus dem zu großen Vertrauen gegen Frankreich für sie selbst erwachsenden Gefahr

fahr zu überzeugen, sie zu bewegen, ihm seinen Sohn wieder zurükzugeben, seine hierbei immer noch beobachtete Schonung, selbst seine mehrmals gegebenen Versicherungen, daß alle Unbilden vergessen, alles, als nicht geschehen, von ihm angesehen, und Flandern bei seinen wohlhergebrachten Freiheiten und Befugnissen gelassen werden sollte, sobald sie sich nur seiner Oberherrschaft nicht länger entziehen würden, als den deutlichsten Beweis von dem Unvermögen des Erzherzogs an, seine vermeintlichen Befugnisse mit Nachdruk unterstüzzen zu können. — In seinen wohlgemeinten Warnungen, wegen Frankreichs Schmeicheleien und wiederholten Freundschaftsversicherungen, fand man nichts, als den gewöhnlichen Kunstgriff der Politik, Mistrauen unter Verbündeten zu erregen, und man glaubte um so fester sich an Frankreich anschließen zu müssen, je mehr der Erzherzog zu wünschen schien, daß diese Verbindung wieder aufgehoben werden möchte.

An Philipps Zurükgabe war gar nicht zu denken. Es war ja eine der Hauptbedingungen des Friedens zu Arras, Frankreich hatte ja ausdrüklich darauf bestanden, daß Erzherzog Maximilian sich der Vormundschaft über den Herzog Philipp nie anmaaßen sollte, Frankreich hatte ja selbst versprochen, in keinem Falle hierinnen den Gerechtsamen der flandrischen Stände zu nahe zu treten. — Wie konnte man also in das Verlangen des Erzherzogs willigen, ohne zugleich dem Frieden zu Arras entgegen zu handeln? — wie den jungen Herzog seinem Vater verabfolgen lassen, ohne Frankreich zu beleidigen? an dessen fortdauerndem Wohlwollen den Flandrern allerdings viel gelegen war, da man, ohngeachtet der jezt scheinbaren Ohnmacht des Erzherzogs, doch immer nicht wissen konnte, ob man sich wider ihn auch in der Folge allein zu behaupten im Stande seyn würde.

Und wenn auch gleich beim Frieden zu Arras nicht ausdrüklich mit bedungen war, daß Herzog Philipp von seinem Vater beständig getrennt bleiben sollte, so war es doch weit sicherer, dieses aus dem vom Erzherzog abgedrungenen Versprechen: sich der Vormundschaft über seinen Sohn nicht anmaaßen zu wollen, mit zu folgern; — man erhielt ja dadurch einen neuen Grund, aus welchem man, doch wenigstens mit einigem Schein des Rechts, dem Erzherzog sein Verlangen verweigern, und auf den Fall, wenn er Ernst brauchen, und mit Gewalt der Waffen, seinen Sohn sich wieder zu verschaffen, versuchen sollte, bei Frankreich um öffentliche Hülfe und Beistand bitten konnte.

Zweites Kapitel.

Kabbeljauer und Hoeken, Maximilians Krieg wider Utrecht.

Doch so weit, meinten die Flandrer, würde es wohl so bald nicht kommen.

Maximilian befand sich eben damals in jene Streitigkeiten verwikkelt, welche schon seit länger als hundert Jahren in Holland zwischen den bekannten zwei Parteien der Kabbeljauer und Hoeken gedauert, und wozu einige Irrungen zwischen der Kaiserin Margarethe, der Gemahlin Kaiser Ludwigs des Vierten, und ihrem Sohne Wilhelm schon im Jahre 1348 die erste Veranlassung gegeben hatten.

Bekanntlich weigerte sich Wilhelm damals, seiner Mutter das versprochene Jahrgeld zu bezahlen, ob sie schon nur unter der Bedingung ihm Holland, Seeland und Friesland abgetre-

ten, und sich blos auf Lebenszeit die Grafschaft Hennegau vorbehalten hatte. Sie entsezte daher Wilhelmen der Regierung, und übernahm sie selbst wieder. Ein innerlicher Krieg war die Folge davon. Ein Theil des Adels und der Städte in Holland trat auf Margarethens, der andere auf Wilhelms Seite. — Wilhelms Anhänger waren mächtiger; man glaubte nicht ohne Grund, daß sie bald Margarethens Partei unterdrükken, eben so verschlingen würden, wie der Kabbeljau die kleinern Fische. — Aber Margarethens Anhänger ließen sich dadurch nicht schrekken; sie nannten sich Hoeken, Haken, Angeln, sie versicherten, daß sie ihre Gegner eben so gewiß überwältigen würden, als der Kabbeljau mit der Angel gefangen zu werden pflegte.

Die Erbitterung war auf beiden Seiten gleich groß. — Um gleich beim ersten Anblik zu wissen, zu welcher Partei jeder gehöre, wählte

man; sich ein äusseres Unterscheidungszeichen: Wilhelms Anhänger trugen graue, Margarethens Vertheidiger rothe Mützzen. — So war schon ehedem die rothe Mützze das Wahrzeichen der vermeintlichen Vertheidiger vaterländischer Freiheiten und Rechte!

Wir würden uns zu weit von dem uns vorgestekten Ziele entfernen, wenn wir uns bei jenen frühern Begebenheiten länger verweilen, alle die Grausamkeiten erwähnen wollten, welche sich die Parteien damals gegen einander erlaubten. — Ein Vergleich machte endlich dem Unwesen ein Ende. Wilhelm kam wieder in Besiz seiner Staaten, und in kurzer Zeit nachher verstarb die Kaiserin Margarethe.

Aber die gegenseitige Erbitterung der Parteien hörte demohngeachtet immer noch nicht auf. — Der Schaden war noch zu fühlbar, den man einander während der Kriegsunruhen zugefügt hatte. — Unter dem Vorwande, die

Sache des Landes, den Vortheil seiner Partei zu befördern, hatte man oft nur aus persönlicher Feindschaft die Güter und Besizzungen der Gegner mit Feuer und Schwerd verwüstet. — Privatrache erhizte jezt die Gemüther, und erbte vom Vater auf den Sohn fort. Man wartete blos auf Gelegenheiten, wo man unter einem schiklichen Vorwande seinen Gegnern die vordem erlittenen Unbilden und Bedrükkungen wieder entgelten lassen konnte.

Eine so treffliche Gelegenheit, Unruhen wider den Erzherzog zu erregen, ließ Frankreich nicht unbenuzt. — Schon bei Mariens Lebzeiten erneuerten die Kabbeljauer und Hoeken ihre alten Streitigkeiten.

Die Hoeken, angereizt durch Frankreich, weigerten sich die Steuern zu entrichten, die Maximilian besonders in der Absicht verlangte, um den wider Frankreich angefangenen Krieg mit dem gehörigen Nachdruk fortsezzen zu kön-

nen, — sie schrien über Bedrükkungen und eiferten laut für die Vorrechte und Freiheiten ihres Vaterlandes.

Die Kabbeljauer hingegen fanden in Maximilians Verlangen nichts, was Hollands Freiheiten nachtheilig werden könnte, oder glaubten vielmehr hierinnen um deswillen nichts Bedenkliches finden zu dürfen, weil eben die Hoeken solches gefunden zu haben versicherten. — Sie behaupteten im Gegentheil, daß Maximilian, als Mariens Gemahl und Mitregent des Landes, bei den vorseienden gefährlichen Zeitläuften die Abgaben wohl erhöhen könne, und daß niemand, der nicht für einen Feind des Vaterlandes angesehen werden wolle, sich deren Abentrichtung entziehen, vielweniger sich dawider sezzen dürfe; auch entrichteten sie selbst, ohne allen Einwand, alles, was Maximilian verlangt hatte.

Die Hoeken schienen dieses nur erwartet zu haben. Lauter, als jemals, erhoben sie jezt

ihre

ihre Stimme, schrien über Verrätherei, über heimliche Verständnisse zum Nachtheil des Vaterlandes, und behaupteten öffentlich, daß ihre Gegner von Maximilianen erkauft worden wären, mit ihm gemeinschaftlich an der Vernichtung der alten Landesprivilegien, an der Unterdrükkung des rechtschaffnern, mit Land und Leuten es redlich meinenden Theils der Nation zu arbeiten.

So angreifende Beschuldigungen konnten die Kabbeljauer ohnmöglich gleichgültig anhören. Sie widersprachen eben so laut allem, was die Hoeken wider sie zu behaupten, wodurch sie sie bei ihren Mitbürgern verdächtig zu machen suchten. Sie warfen den Hoeken ein heimliches Einverständniß mit dem französischen Hofe vor. — Nicht sie, sondern die Hoeken, versicherten die Kabbeljauer, wären die wahren Landesverräther, sie weigerten sich den Erzherzog in seinem Kriege wider Frankreich blos darum

um zu unterstüzzen, damit Frankreich desto ungehinderter seine öffentlichen und heimlichen Feindseligkeiten wider Marien und ihren Gemahl fortsezzen könnte. —

Von Worten kam es bald zu Thätlichkeiten. Aber die Partei der Hoeken war diesmal stärker, als die der Kabbeljauer. Die Hoeken eiferten für die Freiheiten des Vaterlandes, weigerten sich die verlangten Abgaben zu entrichten: — kein Wunder, daß der größere Theil der Nation auf ihrer Seite war. —

Maximilian eilte den Kabbeljauern zu Hülfe. — Von einem so mächtigen Beistand unterstüzt, erhielten sie jezt das Uibergewicht über ihre Feinde. Die Hoeken wurden auf das heftigste verfolgt, viele unter ihnen hingerichtet, noch mehrere verbannt. Utrecht nahm die Verbannten auf; Maximilian empfand dieses sehr übel, die Kabbeljauer und mit ihnen ganz

Hol-

Holland schwuren den Utrechtern Untergang und Verderben.

Wider Utrecht brach nunmehr der Krieg los, und ward von beiden Seiten mit einer kaum glaublichen Wuth geführt. — Drei Jahre lang kämpfte man mit abwechselndem Glük, doch endlich mußten die Utrechter der vereinigten Macht ihrer Gegner unterliegen, den Erzherzog Maximilian für den weltlichen Regenten der Stadt anerkennen, und ihm überdem zur Entschädigung für die aufgewendeten Kriegskosten zwanzigtausend rheinische Gülden bezahlen.

Drittes Kapitel.

Man fängt in Flandern an, bedenklich zu werden.

Daß Maximilian Ernst brauchen, und seinen Sohn mit Gewalt zu befreien suchen würde, war unter diesen Umständen nicht wahrschein-

lich;

lich; wenigstens konnten die Flandrer dieserhalb ganz ruhig seyn, so lange der Krieg wider Utrecht fortdauerte, zumal da der Erzherzog, wie wir bereits in einem der vorhergehenden Artikel bemerkt haben, noch während dieses Kriegs, einen Theil seiner Völker nach Lüttich hatte gehen lassen müssen, um dort die von Wilhelmen von der Mark erregten, und nun ebenfalls in einen Bürgerkrieg ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen, in welchem der Bischof, Ludwig von Bourbon, bereits das Leben verloren hatte.

Aber bald fing man in Gent sowohl als in ganz Flandern an, etwas bedenklicher zu werden. — Die Nachrichten aus Utrecht waren nichts weniger, als erfreulich. Maximilians Völker trieben aller Orten die Utrechtischen vor sich her, mehrere von ihnen waren gefangen, die übrigen genöthigt worden, sich in die Stadt zurükzuziehen. — Die Belagerung von Utrecht schien jezt unvermeidlich, und wenn auch die

Stadt

Stadt schon gut befestigt war, wenn man auch auf die tapfere Gegenwehr der Belagerten rechnen konnte, da sie für Leben und Freiheit fochten, so war doch immer zu besorgen, daß es bei der Menge der Einwohner, und den vielen Kriegsvölkern, die sich in die Stadt zurükgezogen hatten, doch wohl an Lebensmitteln fehlen, und man am Ende genöthigt seyn würde, sich dem Erzherzog zu unterwerfen. —

Diese Besorgnisse bestätigten sich bald. — Man erfuhr, daß Maximilian die Stadt ganz eingeschlossen hätte, daß die Bedrängniß der Belagerten immer größer würde, und jeder von ihrer Seite gemachte Versuch, die erzherzoglichen Völker zurükzutreiben, fruchtlos bliebe. Aber am meisten bekümmerte die Genter die Nachricht, daß Maximilian das Geheimniß besäße, aus großer Entfernung feurige Kugeln in die Stadt zu werfen, die beim Auffallen sogleich zersprängen und alles, was sie berühr-

ten, sofort in Feuer und Flammen sezten. — Sie zitterten schon im Voraus bei dem Gedanken, wenn Maximilian sein Heer auch wider sie führen, wenn er ihre Stadt belagern, wenn er jenes verderblichen Geschüzzes auch zu ihrem Untergange sich bedienen würde. — Sie sahen schon im Geiste ihre Wohnungen verwüstet, ihre Häuser in Brand gerathen, ihr Vermögen ein Raub der Flammen werden.

Nichts schadet dem Enthusiasmus mehr, als kalte Uiberlegung, und selbst der feurigste Verfechter der Freiheit wird gemeiniglich schüchtern, sobald der Sieg nur mit Aufopferung seines Privatvortheils errungen werden kann. Bedenklichkeiten treten nun an die Stelle kühner Entwürfe; und finden jene einmal statt, so bedarf es dann nur noch eines geringfügigen widrigen Zufalls, eines, vielleicht vordem nicht einmal bemerkten, und an sich wirklich unbedeutenden Ereignisses, — und alle die großen Pläne

gerathen auf einmal in Stokken; mit ängstlicher Sorgfalt wird nun an Erhaltung der eigenen Sicherheit gearbeitet, nicht selten das gemeinsame Wohl der persönlichen Wohlfahrt aufgeopfert.

Wirklich fingen bereits einige der reichsten Bürger in Gent an, zu überlegen, ob es nicht rathsamer seyn möchte, in Zeiten durch gütliche Unterhandlungen mit dem Erzherzog das Verderben von ihrer Stadt abzuwenden, als die Sache aufs äußerste kommen zu lassen. — Maximilian möchte nun die Oberhand behalten oder nicht, so würden sie immer am meisten dabei verlieren. — Und gesezt, Frankreich käme ihnen zu Hülfe, gesezt, der Erzherzog würde zurükgetrieben, müßte nochmals den Frieden zu Arras anerkennen, müßte auf immer dem Gedanken, seinen Sohn zurükverlangen zu wollen, entsagen, — was nüzte das ihnen für ihre Person, wenn sie ihr Vermögen verloren

hätten? — wer würde ihnen das wieder ersez-zen, was ihnen durch Feuer und Flammen geraubt worden wäre? — Ohne großen Geldaufwand könne überdem der Krieg nicht geführt werden, und wem würde man die mehresten Beiträge ansinnen, als eben ihnen? — Was also Maximilian ihnen nicht entrisse, würden sie zu Unterhaltung ihrer eigenen Kriegsvölker hingeben müssen. —

Viertes Kapitel.

Die Genter werden muthlos.

Die französischgesinnte Partei bemerkte sehr bald die nachtheiligen Wirkungen, welche die Nachrichten von des Erzherzogs glüklichen Fortschritten in dem Kriege wider die Utrechter bei einigen ihrer Mitbürger gehabt hatten, und sie besorgten, daß diese immer spür-

barer werdende Muthlosigkeit leicht epidemisch werden, Frankreichs Einfluß und Gewicht sich vermindern, Maximilians zeither immer noch fruchtlos gebliebene Vorstellungen doch wohl Eingang finden, und am Ende zwischen ihm und den Flandrern eine völlige Aussöhnung statt finden dürfte. — Wer würde sie dann vor dem gereizten Unwillen des Erzherzogs in Schuz nehmen, wenn Frankreich seinen Einfluß verloren hätte? wer sich ihrer wider die ganze Nation annehmen, die dann gewiß alle Schuld auf sie wälzen, sie dem Erzherzog überliefern, und seiner Willkühr ganz überlassen würde? —

Dieser Muthlosigkeit nach allen Kräften entgegen zu arbeiten, die nachtheiligen Eindrükke zu schwächen, wo nicht ganz zu verwischen, welche jene Nachrichten hervorgebracht hatten, — zu verhindern, daß künftighin alle den französischen Absichten zuwider laufenden Neuigkeiten nicht weiter bekannt werden möch-

ten, und vielmehr nur solche unter dem Volke auszubreiten, welche theils von der Ohnmacht des Erzherzogs, theils von seinem rastlosen Bestreben, sich die uneingeschränkteste Oberherrschaft zu verschaffen, — von seiner Härte, von seinen Gewaltthätigkeiten, und kurz, von seinen feindseligen Absichten, die Freiheiten und Vorrechte der Nation ganz ungültig zu machen, Beweise an die Hand geben könnten, — dies war der Plan jener Französischgesinnten, den sie entworfen hatten, und den sie um ihrer eigenen Sicherheit willen befolgen zu müssen, für dringend nothwendig fanden.

Aber es sei nun, daß Muthlosigkeit, diese hartnäckige Seelenkrankheit, sich schon an sich nicht so leicht heilen läßt, oder daß den Gentern über die Lage ihrer Angelegenheiten mehr und mehr die Augen aufgingen, und daß ihnen bei genauerer Erwägung aller Umstände die Gefahr immer deutlicher wurde, in der sie durch Frank-

reichs Vorspiegelungen gerathen waren, — kurz, die Französischgesinnten fanden mit ihren Vorstellungen bei ihren Mitbürgern nicht den Eingang, den sie erwartet, den sie um ihrer eigenen Sicherheit willen herzlich zu wünschen, allerdings Ursache hatten.

Umsonst versicherte Koppenolle, daß sich Utrecht gewiß wider den Erzherzog halten würde, — umsonst suchte er den Gentern begreiflich zu machen, daß jene von ihnen so gefürchteten Kugeln in Utrecht weder den Schaden gethan hätten, welcher nach dem allgemeinen Gerüchte durch selbige verursacht worden seyn sollte, noch daß sie auch jemals eine so gefährliche Wirkung hervorzubringen im Stande seyn würden, — umsonst zeigte er Briefe vor, die er aus Utrecht erhalten zu haben versicherte, worinnen jenen Nachrichten ausdrüklich widersprochen ward, und die mehrere Beweise von dem Muthe der Belagerten und ihrem über-

wiegenden Kriegsglükke enthielten, — umsonst erzählte er ihnen, daß die erzherzoglichen Völker mit großem Verlust von Zeit zu Zeit zurükgeschlagen würden, — daß Krankheiten unter ihnen wüteten, — daß der Mismuth wider den Erzherzog immer lauter würde, da seine Völker bei allen Beschwerlichkeiten, und der beständigen Lebensgefahr, worein sie der Muth und die Tapferkeit der Belagerten versezte, Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen litten, — daß die Holländer schon ganz laut davon sprächen, wieder nach Hause kehren zu wollen, — daß der Erzherzog dann genöthigt seyn würde, die Belagerung aufzuheben, — daß die Holländer überhaupt jezt ganz anders über ihn urtheilten, als vordem, und daß es sehr leicht geschehen könnte, daß auch sie sich seinem Regiment entzögen, — daß mithin Maximilian jezt mehr auf die Sicherheit seiner eignen Person, und auf die Erhaltung seiner an sich schon wenigen, und durch den Krieg mit den Utrechtern,

und die während desselben ausgestandenen Strapazen, noch mehr geschwächten und muthlos gemachten Völker; ernstlichen Bedacht nehmen müsse, als daß er sich unterfangen dürfe, mit gewaffneter Hand seinen Sohn zurükzuverlangen, zumal da auch in Lüttich die Sachen nicht eben zum besten stünden, — umsonst, — die Muthlosigkeit hatte einmal schon zu sehr überhand genommen, — die ängstliche Besorgniß, daß gleichwohl das Privateigenthum in Gefahr kommen könnte, war schon zu lebhaft geworden, als daß die mit so vieler Wahrscheinlichkeit vorgebrachten Nachrichten von dem Unvermögen des Erzherzogs, und der bedenklichen und gefahrvollen Lage, worinnen er sich gegenwärtig befände, den Muth der Genter aufs neue zu beleben, und sie mit der vordemigen kühnen Entschlossenheit, sich auf jeden Fall dem Erzherzog zu widersezzen, zu erfüllen vermocht hätte. —

Es sei doch immer rathsamer, meinten die Bürger in Gent, in Zeiten auf eine Ausmittlung mit dem Erzherzog werkthätigen Bedacht zu nehmen, und so das drohende Ungewitter abzuwenden, als die Sache aufs äußerste kommen zu lassen, — als von der Gnade des Siegers erst das erbitten zu müssen, was man jezt noch von ihm verlangen dürfte. — Und wenn er nun auch seinen Sohn ausdrüklich zurükverlangen sollte, wenn das nun auch die einzige Bedingung wäre, unter welcher er Frieden zu machen, und völlige Aussöhnung statt finden zu lassen, gemeint sei, — welcher große Nachtheil würde dann für sie, die Bürger in Gent, daraus erwachsen? — Sie hätten ja ohnedem nur den geringsten Antheil an dem Regimente, — der Adel und die hohe Geistlichkeit hätte ja so schon die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten ganz an sich zu bringen gewußt, — was diese wollten, müsse doch geschehen. — Aber gesezt, man glaube den Erzherzog besser

zwin-

zwingen zu können, so lange Herzog Philipp von ihm getrennt bliebe, so könne man ja diesen an irgend einem andern Orte, in irgend einem festen Schlosse Hof halten lassen. — Wolle dann Maximilian noch Gewalt brauchen, so könne man ihm ja immer ein Heer entgegen stellen, und so durch vereinigte Macht seinen Unternehmungen kräftiger entgegen arbeiten, als wenn ihre Stadt, die doch auf den Fall gewiß die ansehnlichsten Beiträge zu Bestreitung der Kriegskosten würde leisten sollen, erst alle Drangsale einer Belagerung erlitten hätte, ihr Handel dabei gestört und so unmittelbar die Quelle ihres Wohlstandes verstopft, folglich sie ganz außer Stand gesetzt worden wäre, an dem Kriege thätigen Antheil zu nehmen.

Fünftes Kapitel.

Die Französischgesinnten nehmen ihre Maaß-regeln.

Solche Aeußerungen mußten die französische Partei in Flandern allerdings sehr beunruhigen. — Wankte einmal Gent in seinen Entschlüssen, gelang es dem Erzherzog, seinen Vorstellungen bei den Bürgern Eingang zu verschaffen, — versprach er ihnen vielleicht gewisse, schon mehrmalen verlangte Freiheiten, unter der Bedingung ertheilen zu wollen, daß sie ihm seinen Sohn verabfolgen ließen, so war bei der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther fast mit Gewißheit zu besorgen, daß Gent seinen Privatvortheil der gemeinen Sache vorziehen, den Herzog Philipp ausantworten, und eben dadurch den Erzherzog in Stand sezzen wür-

würde, nunmehr ohne alle weitere Rüksichten handeln zu können.

Aber auch von einer andern Seite mußte Gent's Zurüktreten die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen. — Ganz Flandern richtete seine Aufmerksamkeit auf diese Stadt, und ihre zeitherige Anhänglichkeit an Frankreich hatte am mehresten dazu beigetragen, daß in ganz Flandern die französische Partei das Uibergewicht erhielt. — Trat nun Gent zurück, bezeigte sie sich nachgiebiger gegen den Erzherzog, erfüllte sie den ersten seiner Wünsche, die Zurükgabe seines Sohns, — dann folgten gewiß bald mehrere Städte nach; und fand der Erzherzog einmal Eingang, bewies er durch kluge Nachgiebigkeit, daß man von ihm auf keiner Seite das zu besorgen habe, was der größere Haufe bis jezt immer noch wähnte, so erhielt er dann gewiß alles, was er wünschte, gelangte in den völligen Besiz von Flandern, und seine Macht, Gewalt und Ansehen vermehrte sich dann in

eben dem Verhältnisse, als sich Frankreichs Ansehen und Einfluß dabei verminderte.

Koppenolle, Rinn, Dereden nahmen keinen Anstand, der Regentin von Frankreich über dieses alles ausführlichen Bericht zu erstatten. Alle ihre Bemühungen, ihr Eifer, ihre Thätigkeit, Flandern bei seinen uralten, wohlhergebrachten Freiheiten und Befugnissen zu erhalten, — die immer mehr und mehr wachsende Gewalt des Erzherzogs zu beschränken, — und ihn zu verhindern, sich des Erbtheils seines Sohnes anzumaaßen, würde — sagten sie in ihrem Schreiben — vergeblich gewesen seyn, sobald der junge Herzog Philipp an den Erzherzog übergeben werden sollte. — Frankreichs eigenes Interesse mache es selbst nöthig, diesem Ereignisse mit möglichsten Kräften entgegen zu arbeiten: der Erzherzog wäre nichts weniger als geneigt, die in dem Frieden zu Arras der Königin, seiner Tochter, als Brautschaz mit-

zugeben versprochenen Länder an Frankreich abzutreten, und würde sich dann, wenn zwischen ihm und den Flandrern einmal eine Aussöhnung statt gefunden, gewiß um so weniger dazu entschließen wollen. —

Auf eine ungewöhnliche Weise begünstige ihn schon jezt das Glük: bald würden sich die Utrechter, ihrer tapfern Gegenwehr ohngeachtet, ihm unterwerfen, und, wie es mit Gewißheit vorauszusehen wäre, von ihm den Frieden mit großen Summen erkaufen müssen. — Selbst Wilhelm von der Mark vermöchte nicht mehr, sich ihm mit Nachdruk zu widersezzen; seine Völker würden von den Erzherzoglichen bei jeder Gelegenheit mit Verlust zurükgetrieben; die Lütticher hätten sich bereits zur Erfüllung jeder der Bedingungen anheischig gemacht, unter welchen Maximilian ihnen den Frieden zuzugestehen für gut finden würde. —

Bei

Bei dieser so unerwartet glüklich genommenen Wendung der erzherzoglichen Angelegenheiten, und bei seiner sich jezt schon merklich vermehrten Macht, wäre von seinen bekanntlich hochfahrenden Entwürfen alles zu besorgen, wenn ihm nicht in Zeiten kräftig entgegen gearbeitet würde. — Auf die Niederländer dürfe jedoch hierbei nicht gerechnet werden. Ein Theil hinge zu fest an ihm, und diejenigen, welche vielleicht nicht so ganz mit ihm zufrieden wären, fürchteten sich jezt mehr als jemals vor seinem überwiegenden Kriegsglükke. — Selbst bei den Flandrern hätte sich der Muth, und jene kühne Entschlossenheit merklich vermindert, durch welche zeither noch immer der Erzherzog in seinem Laufe aufgehalten worden wäre. — Doch würde Flandern sich gewiß bald wieder ermannen, und mit erneuerten Kräften das ihm vorgestekte Ziel zu erreichen suchen, wenn es sich Frankreichs Beistand und Unterstützung auf jeden Fall versichert halten dürfte. — Ihrem

Da-

Dafürhalten nach könne dieses am leichtesten und zuverlässigsten durch ein neues Bündniß zwischen Frankreich und Flandern bewirkt werden, und sie würden, wenn die Regentin diesen Vorschlag sich gefallen ließe, zu dessen Realisirung nach ihren Kräften gewiß alles beitragen. Immer aber bliebe es doch rathsam und nothwendig, besonders darauf zu bestehen, daß der junge Philipp nie seinem Vater übergeben werden dürfe, man halte sich sogar verpflichtet, um die Erlaubniß zu bitten, ihn äußersten Falls Frankreichs Schuz und unmittelbarer Obhut empfehlen zu dürfen. —

Doch über den Erfolg dieser Vorstellungen, und über die Maaßregeln, welche Frankreich nunmehr zu ergreifen für rathsam fand, behalten wir uns vor, unsern Lesern im Verfolg dieser Begebenheiten nähere Auskunft mitzutheilen. —

Sechstes Kapitel.

Kunz sieht die Sonne aufgehen, und wird ruhig.

Wir verließen unsern Kunz, am Schluß des ersten Bandes dieser Geschichte, voll Unmuths über den Herrn von Raßinghem, und voll Ungewißheit über Sophiens Gesinnungen gegen ihn. —

Aengstlich harrte er in jener Nacht auf den kommenden Morgen, und schnell verließ er sein Lager, sobald die ersten Strahlen der Morgenröthe den Anbruch desselben verkündigten. — Er wollte hinaus ins Freie, — wollte durch den Anblik der schönen, wieder aufwachenden Natur sich stärken, sich sammeln, und alsdann seinem Freunde Trasigni die Lage seines Herzens, seine Besorgnisse, kurz, alles entdekken, was ihn so sehr beunruhigt hatte.

Heil

Heil dem Manne! der beim Anblikke der Natur Linderung, Erquikkung, Trost empfindet, — in dem es auch Tag wird, in dem auch Bekümmernisse, Unmuth und das drükkende Gefühl, verlassen zu seyn, wie Nebel dahin schwinden, sobald er die allbelebende, allerwärmende Sonne heraufsteigen sieht, ihren wohlthätigen Einfluß auf alles, was ihn umgiebt, bemerkt. — Dann erhebt sich sein Geist über sich selbst. Hehre, heilige, unaussprechbare Empfindungen bemächtigen sich seiner. Er fühlt sich beruhigt, gestärkt und voll des ermunterndsten Vertrauens. Selbst der Gedanke an Tod und Auflösung hat nichts Schrekliches mehr für ihn, — erfüllt ihn mit wehmüthiger Freude, und verbindet sich mit den aufmunterndsten Hoffnungen fröhlicher Zukunft. —

Wirklich kehrte Kunz weit beruhigter und gestärkter nach seiner Wohnung zurük, als er ausgegangen war. — Jezt war er erst fähig,

die wahre Lage seiner Herzensangelegenheiten kaltblütig zu überlegen, — jezt sah er, daß er über Sophien, über Borselen, und selbst über Raßinghem zu rasch geurtheilt hätte, — jezt fühlte er selbst, daß conventionelle Verhältnisse uns sehr öfters nöthigten, denjenigen, wenigstens äußerlich, mit vorzüglicher Aufmerksamkeit zu behandeln, den wir außerdem unseres Umgangs nicht werth gehalten haben würden, und daß daher Sophie, ohne den Herrn von Borselen und seine Gattin zu beleidigen, sich füglich nicht anders gegen den Herrn von Rassinghem hätte betragen können, — daß selbst dieser in seinem Benehmen gegen Sophien nur freundschaftliche Achtung gezeigt hätte, und seine kleinen Freiheiten sich sehr wohl durch sein Alter, und seine übrigen Verhältnisse entschuldigen ließen. —

„Und welches Recht hab' ich denn" — fuhr Kunz in seinem Selbstgespräch fort, — von Sophien

phien mehrere Zurükhaltung gegen Raßinghem, gegen jeden zu verlangen? Hab' ich ihr denn jemals nur ein Wort von demjenigen merken lassen, was ich für sie empfinde? — Zwar Frau von Borselen, — doch nein, erst gestern kam Sophie zurük — sie kann noch nichts wissen. —

„Und wird nicht Trasigny Bedenken finden? — und wahrhaftig! er hätte Recht. — Wer bin ich denn? — was hab' ich denn?“ —

„Was war das? rief mich nicht jemand bei meinem Namen?“ —

Kunz horchte. — Nochmals hörte er von fern seinen Namen rufen; — er ging nach der Gegend zu, wo die Stimme des Rufenden herzukommen schien. —

Siebentes Kapitel.

Kunzens Thätigkeit erhält eine andere Richtung.

Der alte Konrad, an den sich meine Leser aus dem ersten Bande dieser Begebenheiten noch erinnern werden, war der Rufende. —

Maximilian hatte Kunzens damals geäusserte, ihm durch Konraden bekannt gewordene Bedenklichkeiten allerdings gegründet befunden, und daher seinen schnell entworfenen Plan, Margarethen bei ihrer Heimführung nach Frankreich aus den Händen der Flandrer zu befreien, wieder aufgegeben. — Aber desto entschlossener war er nun, die Flandrer für ihre hartnäkkige Widersezlichkeit, für ihren hochmüthigen Troz, für ihren Stolz, — für alle die Unbilden aufs empfindlichste zu züchtigen, die sie sich auf Frankreichs Anreizung

wider ihn zeither erlaubt hatten, und noch immer zu erlauben fortfuhren.

Auch ließ der glükliche Fortgang seiner Waffen in Utrecht und Lüttich ihn schon im Voraus einen günstigen Ausgang mit Gewißheit voraussehen. — Muthiger, kühner als jemals waren jezt seine Völker. — Sie äußerten laut, daß doch Maximilian sie nunmehr nach Flandern führen möchte; der Gedanke, dort ansehnliche, reiche Beute machen zu können, veranlaßte sie zu diesem Wunsche. —

Nur die Besorgniß, daß er durch diesen Schritt seinen Sohn vielleicht in Gefahr bringen möchte, hatte ihn bis izt immer noch von dem Kriegszuge wider Flandern abgehalten. — Er wollte vorher noch einmal den Weg der Güte einschlagen, — vielleicht gelang es ihm, die Flandrer von ihrem Irrthum zu überzeugen, vielleicht gaben sie ihm seinen Sohn zurük, — und dann wollte er alles vergeben und vergessen.

Aber vor allen Dingen war es nöthig, daß von diesen Gesinnungen auch der gemeine Mann in Gent unterrichtet würde. — Maximilian wußte zu gut, wie eifrig die französischen Anhänger bemüht waren, die Redlichkeit seiner Absichten verdächtig zu machen, und daß man schon zeither dem Volke nur das hatte wissen lassen, was er verlangt, nicht aber auch das, was er ihnen gewähren zu wollen versprochen hatte. —

Natürlicherweise mußte hierdurch die Erbitterung wider ihn nur immer mehr zunehmen, und jeder seiner Vorschläge, so aufrichtig und redlich er auch immer war, verworfen werden. Gelang es ihm hingegen, dem Volke seine Friedensvorschläge von der richtigen Seite bekannt zu machen, selbiges von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen, von der Gefahr, worein sie durch eine fortgesetzte Trennung von ihm, und länger dauernde Abhängigkeit von Frankreich am Ende

noth-

nothwendig gerathen müßten, und von seinem herzlichen Wunsche, ihr wahres Wohl durch Frieden und Einigkeit zu erhalten und noch mehr zu befestigen, zu überzeugen, so war auch die Erfüllung dessen, was er wünschte, gewiß, — Frankreichs gefährliche Absichten und heimliche Machinationen konnten dann nicht länger verborgen bleiben, — Mistrauen mußte dann an die Stelle des zeitherigen blinden Vertrauens treten, — die französischgesinnte Partei verlor ihr gegenwärtiges allvermögendes Uibergewicht, — die flandrischen Stände folgten gewiß dem Beyspiele der übrigen niederländischen Provinzen nach, — erkannten ihn als den Vormund seines Sohnes und als ihren Regenten. —

Alles dieses meldete der Erzherzog seinem getreuen Kunz in einem ausführlichen Schreiben, dessen Uiberbringer Konrad war. —

„Dir wird es leicht werden, — fuhr der Erzherzog in seinem Schreiben fort, — meine

Absichten zu befördern, und ich glaube, mich völlig auf deine Klugheit und Rechtschaffenheit verlassen zu dürfen. — Auch wird Konrad hierbei gut zu gebrauchen seyn. — Sein treuherziger Ton verschafft ihm gewiß bald Eingang und Zutrauen bei dem gemeinen Manne."

Achtes Kapitel.

Konrad erhält seine Rolle.

Du bleibst also hier? — fragte Kunz, nachdem er den Brief gelesen hatte.

„Ja, — der Erzherzog meinte, ihr würdet mich wohl bei euch behalten wollen."

Bei mir, erwiederte Kunz nach einigem Nachdenken, — nun ja — wenigstens doch in Gent.

„Also nicht bei euch, Herr Ritter?" fragte Konrad.

Das will vor der Hand nicht wohl angehen, guter Konrad; auch ist des Erzherzogs Absicht nicht, — wie ich aus seinem Schreiben sehe, — daß du beständig um mich seyn sollst. Wir sollen gemeinschaftlich zu seinem Besten arbeiten; da müssen wir denn freilich zusammenhalten: aber die Genter dürfen davon nichts erfahren, nicht einmal ahnden, daß wir mit einander bekannt sind.

„Herr! — Verstellen kann ich mich nicht. — Vor Unwahrheiten und Lügen hab' ich mich mein Lebtage gehütet, — und wenn ich nun . .“

Sollst auch nicht, ehrlicher Alter! — Darfst gar nicht anders reden und thun, als wie du denkst. — Aber sollst nur nicht alles sagen, was du weißt. —

„Hm! hm!“ erwiederte Konrad mit einigem Kopfschütteln.

Aber, wie gesagt, niemand in Gent darf erfahren, daß wir mit einander bekannt sind,

noch weniger, daß dich der Erzherzog hieher gesendet hat. — Dein Leben, wenigstens deine Freyheit, würde dann gewiß in Gefahr seyn, der Erzherzog gewönne dabei nichts, seine Sache ....

„Mögt wohl Recht haben, Herr Ritter, aber was soll ich nun sagen, wenn man mich fragt? — Ich verrathe mich sicher."

Nur Muth gefaßt. Es geht gewiß. — Bist du mit Geld versehen?

„Geld vollauf! der Erzherzog hat mich reichlich, fürstlich beschenkt. — Seht diesen Beutel."

Das kömmt uns sehr zu Statten. — Nun, Konrad, geh in die Stadt, frage nach der Herberge zu den drei Lilien, und kehre daselbst ein. Man wird dich fragen, woher du kömmst, wo du hin gedenkest ...

„Ja, das mein' ich auch," unterbrach ihn Konrad bedenklich.

Dabei hast du weiter nichts zu besorgen, — du sagst, du kämst von Utrecht, wärst ein deutscher Reutersmann, hättest der Stadt wider den Erzherzog gedient.

„Wider den Erzherzog?“ wiederholte Konrad.

Erwarte nur das Ende! — hättest der Stadt wider den Erzherzog gedient, wärst bei einem Ausfall gefangen worden, und, da du nicht wider die Utrechter hättest dienen wollen, heimlich davon gegangen. Du wolltest jezt sehen, ob du etwa in Gent dein Unterkommen finden könntest. — Man wird dich fragen: wie du die erzherzoglichen Völker getroffen? — man wird von dir über den Erzherzog selbst Nachrichten verlangen. Und eben das ist's, was wir wünschen. — Dann rede die Wahrheit, — sag' ihnen, daß sich Utrecht nicht lange mehr würde halten können, — daß die Be-

lagerten davon selbst überzeugt wären, und bereits von dem Erzherzog unter für ihn sehr vortheilhaften Bedingungen Frieden verlangt hätten. — Daß seine Kriegsvölker voll Muth und Tapferkeit wären, und nichts mehr wünschten, als daß der Erzherzog sie nach Flandern führen möchte. — Aber dazu schiene der Erzherzog nicht geneigt zu seyn. — Er wolle, wie man allgemein versichere, lieber den Weg der Güte einschlagen. — Kurz, Konrad, rede die Wahrheit, vergiß aber dabei nie, daß ....

„Nein! gewiß nein! Wahrhaftig, Herr Ritter, ihr habt Recht, so kann ich armer Reutersmann meinem lieben gnädigen Herrn doch noch in etwas nüzzen."

Mit Muth und Vorsichtigkeit geht alles. — Ich werde von Zeit zu Zeit in die Herberge kommen, werde mich dann in's Gespräch mischen. Aber es bleibt bei unserer Abrede. Und hab' ich dir was ingeheim zu sagen, so wird sich schon die Gelegenheit finden.

Neuntes Kapitel.

Herberge zu den drei Lilien.

Kunz hätte keinen schiklichern, zu Erreichung seiner Absichten bequemern Ort für Konraden auswählen können, als die Herberge zu den drei Lilien.

Hier war die tägliche Zusammenkunft der französischgesinnten Bürger von Gent, wo alles, was nur auf die gegenwärtige Lage der Sachen einigen Bezug hatte, besprochen, die eingegangenen Nachrichten mitgetheilt, und nach Beschaffenheit der Umstände, und so wie es der Vortheil der französischen Partei erheischte, entweder sogleich unterdrükt, oder mit so vielen Zusäzzen vermehrt wurden, daß dadurch die gute Sache, jene Nachrichten mochten nun für den Erzherzog günstig oder ungünstig seyn, auf jeden Fall leiden, und das Mistrauen unter

ter dem Volke gegen Maximilian nur immer vermehrt werden mußte.

Daß Koppenolle, Rinn und Dereden die Seele dieser Versammlung waren, werden meine Leser, nach dem Vorbemerkten, selbst vermuthen, und nach dem, von diesem theuren Kleeblatt, im ersten Bande dieser Geschichte entworfenen Bilde, wird es ihnen leicht werden, den Geist zu bestimmen, welcher in diesen Versammlungen herrschte.

Aber nicht blos Französischgesinnte, fast alle Bürger von Gent, besuchten von Zeit zu Zeit dieses öffentliche Haus. — Man erfuhr doch da immer was Neues; und wenn man auch im Voraus wußte, daß die Nachrichten nicht immer ächt, mehrentheils mit willkührlichen Zusäzzen vermehrt, nicht selten der Wahrheit ganz entgegen waren, so gewährte doch das immer Unterhaltung, die Neugierde wurde doch wenigstens für den Augenblik befriedigt, und man erhielt doch wohl Aufschlüsse über manchen Vorgang,

gang, die man außerdem sich zu erklären nicht im Stande gewesen war.

Der Wirth dieses Hauses, Meister Cornelius, war, wie es sich schon unter diesen Umständen nicht anders vermuthen läßt, ein eifriger Anhänger der französischen Partei, und, in so ferne solches ohne große Beschwerlichkeit geschehen konnte, selbst ein lebhafter Verfechter vaterländischer Freiheiten und Rechte.

Doch im Grunde war es dem ehrsamen Wirthe zu den drei Lilien so ziemlich einerlei, wer unter den streitenden Parteien Recht oder Unrecht haben möchte, wenn er nur dabei nicht in seiner Nahrung gestört wurde. — Und da er sogar aus der Sache Vortheil ziehen konnte, so war es freilich kein Wunder, wenn er, wenigstens dem äußern Scheine nach, sich zu einer Partei hielt, von der er diesen für den Augenblik erwarten durfte. — Zwar stieg bei ihm zuweilen der Gedanke auf, daß doch wohl auf

Maximilians Seite das mehreste Recht seyn möchte, da doch schon jedem Vater die Erziehung seiner Kinder und die Verwaltung ihres Vermögens überlassen bliebe, — indessen berechnete er den Schaden, den er in seiner Wirthschaft leiden, und die Gefahr, in die er sich selbst versezzen würde, wenn er seine Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Verfahrens der Patrioten bekannt werden ließe, und da fand er es denn weit rathsamer, sich in die Zeit zu schikken, als durch fruchtlose Vorstellungen seine Umstände zu verschlimmern, ohne dadurch der Hauptsache eine andere Wendung geben zu können.

Ob Meister Cornelius hierinnen recht oder unrecht handelte, wollen wir nicht bestimmen, wiewohl sich noch so manches hierbei für und wider ihn sagen ließe. — Inzwischen werden sich meine Leser gewiß an mehrere Personen erinnern, die im Ganzen genommen nicht boshaft

waren, und die doch, oft nur um den Beifall einer, für sie gewissermaaßen sehr entbehrlichen Person zu erhalten, oder um eines geringfügigen Vortheils willen, ihrer Uiberzeugung zuwider handelten, ihren guten Namen aufs Spiel sezten, und ein sehr zweideutiges Licht über ihren Charakter, über ihre Moralität verbreiteten.

Zehntes Kapitel.

Meister Cornelius wird eifersüchtig.

Doch ein im Grunde sehr alltäglicher Vorgang hätte unsern Meister Cornelius in seiner Anhänglichkeit an die französische Partei beinahe wankend gemacht.

Ohngeachtet der häufigen ununterbrochenen Beschäftigungen, welche die Menge von Einheimischen und Fremden, die täglich bei ihm ein-

und ausgingen, nothwendig verursachten, bemerkte Meister Cornelius doch sehr bald, daß einige von seinen Gästen nicht sowohl um politischer Angelegenheiten willen sein Haus besuchten, als vielmehr weil sie Gefallen an seiner lieben Ehewirthin fanden. — Im Anfange ließ er sich das noch so gefallen; er besorgte nicht ohne Grund, daß der häufige Zuspruch sich vermindern, und seine Wirthschaft dadurch leiden würde, wenn er mit weniger nachsichtiger Gefälligkeit seine Gäste behandeln, und besonders seine Frau veranlassen wollte, mehrere Zurükhaltung gegen die Fremden zu beobachten. Auch glaubte er sich in diesem Punkte mit Zuverlässigkeit auf seine Hauswirthin verlassen zu können, und wenn ja einer oder der andere sich vielleicht mehrere Freiheiten gegen sie erlauben sollte, so rechnete er dabei auf ihre Klugheit, und besonders auf seine beständige Gegenwart.

Aber bald fand dieser lezte Beruhigungsgrund nicht mehr statt. — Die Zusammenkünfte

in seinem Hause wurden zahlreicher; man konnte die Fremden nicht mehr in einem Zimmer bewirthen, — oft waren alle Gemächer des Hauses von ihnen erfüllt. — Da konnte denn freilich Frau Gertrud nicht immer um ihren Mann, unter seinen Augen seyn. Mehrere Stunden des Tages vergingen, ohne daß er sie sah — mehrere Tage vielleicht, ohne daß er mit ihr sich einmal wieder allein unterhalten konnte.

Sonst war freilich das alles ganz anders. Mit zuvorkommender Gefälligkeit behandelte Frau Gertrud vor diesem Zeitpunkte ihren lieben Cornelius; immer befand sie sich um und bei ihm, suchte bei jeder Gelegenheit, bei jedem Geschäfte, durch Mitwirken ihm Erleichterung zu verschaffen, machte sich's zum Vergnügen, ihn mancher Arbeit zu überheben, und überhaupt seine Tage so angenehm als möglich zu machen.

Dem ehrsamen Meister Cornelius mußte diese Veränderung in dem Betragen seiner lieben Gertrud allerdings auffallen. Er äußerte gegen sie seine Besorgnisse. Sie entschuldigte sich mit der Menge der Arbeiten, welche ihr jezt allein oblägen, mit der Nothwendigkeit, alle ihre Zeit auf die Bewirthung der Fremden verwenden zu müssen. Er bestand darauf, daß sie mehr um ihn seyn sollte, und sie versicherte ihn empfindlich, daß er die Folgen davon in seiner Wirthschaft, in seiner Einnahme spüren würde. —

„So! so!" — erwiederte Cornelius nachdenkend.

Die Antwort seiner Frau gab ihm mehr Licht, als er erwartet, mehr, als er gewünscht hatte.

Eilf=

Eilftes Kapitel.

Hatte denn Meister Cornelius wirklich Ursache, eifersüchtig zu seyn? —

Meister Cornelius bewegte Frau Gertrudens Worte in seinem Herzen, und je mehr er darüber nachdachte, je einleuchtender wurde es ihm, daß die mehrere Ausbreitung seiner Wirthschaft, und der zunehmende Wohlstand seines Vermögens, in einer sehr genauen Verbindung mit der Gefälligkeit seiner lieben Frau stehen möchte. Eine Bemerkung, die ihm nichts weniger als erfreulich war, und die ihn im Anfange beinahe bestimmte, solche Maaßregeln zu ergreifen, durch welche er jenen, ihm immer gewisser werdenden Eingriffen in seine ehelichen Rechte zu steuern, und sich den alleinigen Besiz seiner Frau zu sichern hoffen dürfte.

Aber bei einer etwas kältern Uiberlegung fand er denn freilich, daß alsdann gewiß Gertrudens Prophezeiung eintreffen würde, daß doch immer eins besser als das andere, und es überhaupt für ihn rathsamer wäre, vor der Hand lieber noch zu schweigen, erst mehrere Beweise von Gertrudens Untreue zu sammeln, als durch ein vielleicht zu voreiliges Aufbrausen seine eigene Schande bekannt, und sich dadurch selbst zum Gespötte der Stadt zu machen.

Doch was unsern beunruhigten Ehemann mehr noch als dieses alles bestimmte, die Aeusserungen seiner Empfindlichkeit zu unterdrükken, war die Besorgniß, daß der liebe Hausfriede gestört, und dann die Zeiten wieder zurükkehren möchten, welche er mit seiner ersten Gattin verlebt hatte. — Er zitterte schon im Geiste bei dem Gedanken der Möglichkeit, und er war fest entschlossen, lieber alles Unrecht zu erdulden, als einen Schritt zu wagen, der zur Wiederkehr jener mit so vielem Grunde von ihm gefürch-

fürchteten Zeiten hätte Veranlassung geben können.

Aber hatte denn Meister Cornelius wirklich Ursache, mit dem Betragen seiner Frau unzufrieden zu seyn? — oder war nicht vielmehr ungegründete Eifersucht die Quelle seiner Besorgnisse?

Verzeihen Sie mir, meine schönen Leserinnen, wenn ich diese Frage unbeantwortet lasse. Ich würde wider meine Uiberzeugung handeln, wenn ich Frau Gertruden von aller Unvorsichtigkeit völlig frei sprechen wollte; und doch scheinen Sie das, meine Damen, zu wünschen, wenigstens leuchtet aus der Frage die nachsichtsvollste Schonung hervor.

Wir Männer hängen überhaupt noch zu sehr an verjährten Vorurtheilen, als daß wir uns in dergleichen Fällen zu urtheilen jemals erlauben sollten.

Zwölftes Kapitel.

Eine wichtige Entdekkung.

(Herberge zu den drei Lilien.)

Ich bin doch weit und breit umher gewesen, Meister Cornelius, aber solch eine stattliche Herberge hab' ich nirgends gefunden.

„Hab' mir's auch Geld genug kosten lassen."

Und welcher häufige Zuspruch! — wie viel angesehene vornehme Herren...

„Ja, daran fehlt mir's Gottlob nicht."

Bin doch nun schon länger als drei Wochen bei euch, und wahrhaftig, ich kenne noch nicht alle. Täglich sehe ich neue Gesichter.

„Ja, ja."

Wer war denn der stattliche Herr im grünen geschlizten Wamms und dem rothen Mantel? Ich hab' ihn bei euch noch gar nicht gesehen.

„Ge-

„Gestern?“

Ja, Meister Cornelius.

„Herr Koppenolle.“

Hanns Koppenolle? — Habe doch immer so viel von ihm gehört. — Und der Alte, mit dem sich Herr Rinn und Herr Dereden gestern Abends so heftig stritten? —

„Der alte Pajart. Mit dem sind sie immer uneins.“

Warum denn?

„Er räth immer zum Frieden.“

So! — Aber darf er denn das wagen? — Ich sollte meinen .....

„Sie können ihm nichts anhaben. Er steht hier in der Stadt in großem Ansehen; die Bürger lassen ihr Leib und Leben für ihn. Ein ehrlicher Mann ist er, das muß man sagen, und niemand kann ihm etwas unrechtes zeugen. — Aber freilich in dem Punkte, — doch darüber ist ja wohl noch so manches zu sagen.“

Friede ernährt, Unfriede zerstört, heißt's wohl nach dem Sprüchwort, und — Sprüchwort, wahr Wort! — Freilich, wenn der Erzherzog in die Stadt als Feind kommen sollte. — Er ist wohl gut, aber man weis doch wohl, wie's da zugeht.

„Das gebe Gott nicht.“

Und doch fürchte ich! — Wißt ihr's, mit Utrecht?

„Nun?“

Sie haben sich ergeben, und noch viel, viel Geld dem Erzherzog geben müssen.

„Das Gott erbarm!“

Aber dafür haben sie auch nun Frieden, und an dem Erzherzog einen gnädigen Herrn.

„Wie wird's uns nun ergehen!“

In Zeiten ist noch Rath, Meister Cornelius. Halten kann sich die Stadt wohl, aber am Ende .. — Wenn Frankreich nicht hilft, so ...

„Sagt mir nur nichts von Frankreich.“

Ei! ei! Meister Cornelius.

„Wahr=

„Wahrhaftig, ich bin euch jezt ganz stuzzig. — Seitdem ihr uns so manches von dem Erzherzoge erzählt habt, wird es mir immer wahrscheinlicher, daß wir hintergangen werden. — 'S ist doch, mein Seel, keinem Vater zu verdenken, wenn er seinen Sohn bei sich haben will. Wäre ich an seiner Stelle, ich würde es auch nicht so hingehen lassen. — Und wenn wir uns noch so lange weigern, so müssen wir dann doch noch nachgeben. Ich denk' euch nicht alleine so."

So gebt dem Erzherzog seinen Sohn zurük. Mehr verlangt er ja nicht.

„Ja wenn wir dürften. Das war's ja eben, warum sie sich gestern mit dem alten Pajart so stritten."

Hm! hm! ich meinte, der Alte wäre ganz für die Freiheit gestimmt.

„Ei! über Rechte und Freiheiten hält er gar straklich, aber Unrecht kann er nicht leiden. Unser Wohl liegt ihm gar sehr am Herzen. —

Was

Was soll uns nun wieder das Bündniß helfen?“ —

Ein neues Bündniß?

„Freilich! Deswegen ist ja eben Hanns Koppenolle hier.“

Nun bekommt ihr sicher Hülfe.

„Versprochen haben sie's uns wohl, aber gebt Acht! sie hintergehen uns auch diesmal. — Und am Ende müssen wir ....“

Ihr seid einmal mistrauisch, Meister Cornelius.

„Muß man es nicht werden? — Konrad! Gott gebe, daß ich mich irre! aber sie meinen's nicht redlich mit uns.“

Meister Cornelius, ich weis nicht, wie ihr mir vorkommt. Wart ihr doch sonst ganz anderes Sinnes. — Erinnert ihr euch noch, wie ich zu euch kam, wie ihr mir da so viel Rühmens machtet von den großen Vortheilen, die ihr vor den übrigen Niederländern genösset, —

wie ihr das alles Frankreich zu verdanken hättet, — wie ihr ....

„Ja, damals meint' ich's wohl. Aber man kömmt nach und nach dahinter. 'S ließe sich viel davon sagen. — Ich bin euch jezt so unruhig, so voll Furcht. . . .“

— Ich fürchte nichts, unterbrach ihn Konrad.

„Das habt ihr auch nicht nöthig. Ihr bleibt hier, — ihr geht weiter, wie's euch gut dünkt. — Aber unser einer, der Haus und Hof hat . . .“

So übel wird's nicht werden. — Und kömmts aufs äußerste, so gebt ihr dem Erzherzog seinen Sohn zurük. — Dann ists Friede.

„Wollte Gott! wir hätten das schon längst gethan.“

'S ist noch nicht zu spät!

„Das gebe Gott! — mir ahndet nichts gutes.“ —

Wie gesagt, Meister Cornelius, ich weis nicht, was ich von euch denken soll. Jezt, da, wie ihr selbst sagt, ein neuer Bund mit Frankreich gemacht wird, da ihr mehr noch als vordem auf Hülfe rechnen könnt, jezt seid ihr muthloser, furchtsamer, als jemals, und . . . .

„Man kann nur nicht so davon reden. — Aber das weis ich doch gewiß, daß jezt mehr Franzosen hier in der Stadt sich aufhalten, als sonst.“

Das ist weiter nichts auffallendes. Wenn jezt ein Bündniß gemacht werden soll, so . . . .

„Bloßer Vorwand! Sie haben ganz andere Sachen im Sinne.“

Wer soll das wissen?

„Man hört doch wohl auch zuweilen mehr, als man hören sollte,“ sezte Cornelius mit geheimnißvoller Miene hinzu.

Unter hundert Neuigkeiten sind euch kaum zehen, und auch die wohl nur zur Hälfte wahr. Ich wenigstens traue solchen Erzählungen nicht.

„Ei

„Ei was! — Was ich selbst sehe und höre, das lass' ich mir nicht abstreiten."

Hm! hm! — ja auf den Fall.

„Ihr glaubt's wohl nicht?"

Weil ihr's versichert: ja, aber sonst nicht. Man kann sich sehr leicht irren.

„Nun da müßt' ich doch nicht wissen.... Wort vor Wort hört' ich's, daß von unserm Herzog Philipp die Rede war, daß er in Frankreich auf jeden Fall sicherer, als hier, aufgehoben sei ..."

Davon ist ja schon oft die Rede gewesen, — erwiederte Konrad gleichgültig.

„Aber nun solls wirklich geschehen," unterbrach ihn Cornelius mit steigender Lebhaftigkeit.

Glaub's noch nicht.

„Wie? — ihr glaubt's nicht? — Wenn ich euch aber sage, daß es schon so gut als gewiß ist."

Das wäre doch arg!

„Bin ich euch da gestern im Gartenhause eingeschlafen. — Beim Erwachen hör' ich im Gemach neben mir sprechen. — Bald erkannte ich Koppenollen, Rinnen und Dereden an der Sprache. — 'S fiel mir weiter nicht auf. — Aber endlich sprach noch ein Vierter, — das machte mich aufmerksam. — Ich horchte."

Nun?

„Hanns Koppenolle versprach dem Fremden mit Hand und Mund, daß das junge Herrlein ihm übergeben werden sollte."

Wer war denn der Fremde?

„Das weis ich selbst nicht. — Hab' ihn wohl gesehen, wie er sich durch den Garten zur hintern Thüre hinausschlich. Aber es war schon ganz dunkel, und er überdem in einen weiten Regenmantel gehüllt. Aus Frankreich mußte er aber seyn, denn er sprach viel von der Regentin, und daß der Herzog am Hoflager des Königs erzogen werden sollte."

Sonderbar.

„'S muß euch alles schon ganz richtig seyn; denn wie der Fremde aufbrach, gaben sie ihm alle die Hand drauf, und Dereden erbot sich, den geistlichen Herrn noch den Abend davon zu benachrichtigen.“

Den geistlichen Herrn? — Wer muß denn der seyn?

„Sie nannten ihn nicht. Rinn ging mit dem Fremden fort. — Ich schlich mich an's Fenster, aber, wie gesagt, ich konnt' ihn nicht erkennen. Nach einiger Zeit kam Rinn durch den Garten zurük, und ins Gemach. — Da wäre bald alle unsere Vorsicht umsonst gewesen, rief er beim Eintreten.“

Nun?

„Ritter Kunz, ihr kennt ihn ja wohl, — der mit dem jungen Herrlein hieher gebracht wurde.“ —

Der gestern Abends hier war? — fragte Konrad.

„Richtig!“ fuhr Cornelius fort, „der war ihnen vor dem Garten entgegen gekommen.“ — „Aber,“ sezte Rinn hinzu, „wir verbargen uns hinter ein Gebůsch, und so ging er bei uns vorůber, ohne daß er uns gewahrte.“

Sie můssen doch Ritter Kunzen nicht trauen . . .

„Glaubt mir, sie trauen jezt keinem. — Doch meinte Dereden, vor dem Ritter håtte Rinn am wenigsten nóthig gehabt sich zu verbergen. — Der sei jezt in einen Liebeshandel verwikkelt, und bekůmmere sich um alles andere gar nicht. — Nun, Konrad, wie meint ihr, hab' ich Recht oder nicht?“

Freilich wohl, erwiederte Konrad mit Achselzukken.

„Und was soll man dabei thun? — Stillschweigen, und das junge Herrlein von uns fůhren, uns in Noth und Elend bringen lassen, oder die Sache bekannt machen?“

'S ist

'S ist ein schlimmer Handel. Aber zum Bekanntmachen rath' ich nicht, wenigstens jezt noch nicht.

„Wer weis denn, ob lange dabei zu zaudern ist?" —

Haltet doch jezt lieber noch etwas an euch, fuhr Konrad nach einigem Nachdenken fort. — Ihr kommt ihnen vielleicht noch besser auf die Spur, und wenn's durch euch bekannt würde, sollten sie es euch dann nicht gedenken?

„Wohl, Konrad, das besorg' ich auch. — Aber. . ."

Ich wenigstens sollte meinen, ihr hieltet noch an euch.

„Aber aufpassen will ich, und hab' ich's einmal heraus, dann will ich's auch laut und öffentlich erzählen, und . . ."

Still! Frau Gertrude kömmt! — Auch der nicht, Meister Cornelius . . .

„Der werd' ich's gewiß zulezt sagen!" —

Dreizehntes Kapitel.

Die Sache wird noch klärer.

Meine Leser werden in diesem Gespräche den alten treuherzigen Konrad kaum wieder erkannt haben. Aber wir müssen auch gestehen, daß es ihm wirklich schwer ward, seine wahre Meinung zu verbergen, und durch so mancherlei Wendungen den Wirth zu den drei Lilien auf den Punkt zu bringen, wohin er ihn haben wollte. Hätte ihm nicht Kunz aus triftigen Gründen bewiesen, daß er auf diese Weise dem Erzherzog einen sehr wichtigen Dienst thun würde, er hätte sich sicher nie zu dieser Vorstellung entschlossen. Aber um seines lieben gnädigen Herrns willen versprach er alles zu erfüllen, und hielt treulich Wort.

Also war Kunz schon von diesem Anschlage unterrichtet?

Es war ein bloßes Ohngefehr, was ihm hierüber einiges Licht gab. Er ahndete, daß etwas Wichtiges darunter verborgen seyn möchte; die geheimnißvolle Art, mit der man die Sache behandelte, bestärkte ihn in seiner Meinung, und veranlaßte ihn zugleich, tiefer in ein Geheimniß einzudringen, welches er, nach den Theilnehmern zu urtheilen, für höchst gefährlich halten zu müssen allerdings Ursache zu haben glaubte.

Kunz kehrte eben an jenem Abend von einem Spaziergange zurük, auf dem er, wie das so seine Gewohnheit war, in einsamer Stille über sich und die Maaßregeln nachgedacht hatte, die zu befolgen, seine dermaligen Verhältnisse nöthig machten, als er ohnfern von sich, im Gebüsch, durch das ihn sein Weg führte, ein Geräusch

räusch hörte, und bald darauf zwei Männer erblikte, die sich hinter dem Gesträuch vor ihm zu verbergen schienen. Dies reizte seine Neugierde, und er war schon im Begriff, sich ihnen zu nähern, als er, bei einer leichten Wendung, die einer der beiden Männer in diesem Augenblikke machte, Rinnen zu erkennen glaubte. Diese Entdekkung hielt ihn zurük; er stand mit diesem Manne nicht in genauer Bekanntschaft, und überhaupt hielt er es nun für rathsamer, seine Neugierde für den Augenblik zu unterdrükken. Mit scheinbarer Unbefangenheit verfolgte er seinen Weg, verdoppelte aber, sobald er nicht mehr bemerkt werden konnte, seine Schritte, um so bald als möglich in die Herberge zu kommen. Dort war Rinn jeden Abend. Und fand er ihn noch nicht da, so hatte er richtig gesehen.

Aber warum verbargen sie sich vor mir? sagte Kunz halblaut. Wer mochte der andere

seyn?

seyn? Sonderbar. Aber ich komme gewiß hinter eure Schliche! —

Rinn war noch nicht in der Herberge. — Kunz erfuhr dieses von dem alten Pajart, der schon seit länger als einer Stunde auf ihn gewartet zu haben versicherte. Auch Koppenolle und Dereden sind noch nicht hier, sezte Pajart hinzu, und doch versprachen sie mir, sich bei guter Zeit hier einzustellen.

„Ihr habt ihnen vielleicht wichtige, angenehme Neuigkeiten mitzutheilen?“ erwiederte Kunz.

Wollte Gott! das Leztere wäre wahr. Aber leider! unsere Lage wird immer bedenklicher. Utrecht hat sich ergeben; der Erzherzog droht seine ganze Macht wider uns zu führen, wenn wir nicht in sein Verlangen willigen, ihm vor allen Dingen seinen Sohn zurükgeben. — Unsere Bürger sind uneins, zum Theil muthlos, — und auf auswärtige Hülfe ist nicht zu rechnen.

„Aber man spricht ja von einem neuen Bunde mit Frankreich.“

Herr Ritter, erwiderte Pajart halblaut, man meint's nicht ehrlich mit uns.

Kunz schwieg.

„Und wenn auch das jezt nicht der Fall wäre,“ fuhr Pajart fort, wenn man uns auch wirklich thätig unterstüzte, uns alles hielte, was man versprochen hat: sind wir dabei viel gebessert? Unser Handel wird gestört, und der ist doch die einzige Quelle unsers Wohlstandes. Man spürt schon jezt die nachtheiligen Folgen der Unruhen bei selbigem; was soll erst werden, wenn der Krieg ausgebrochen seyn wird!“

Freilich schlimm, — sehr schlimm! —

„Jezt könnten wir noch das Unglük von uns abwenden, — aber leider! man will davon nichts hören.“

Mit Freuden würde Erzherzog Maximilian dann in alles willigen.

„Nun

„Nun es gehe, wie Gott will, ich habe mein Gewissen bewahrt.“

Aber sollte denn kein Mittel noch zu finden seyn . . . .

„Ich habe alles versucht, habe laut genug gesprochen, alles vorgestellt, nichts verschwiegen. — Diesen Abend will ich noch einmal mit Koppenollen ausführlich sprechen, ihm dringend die Gefahr vorstellen . . . Aber ich weis leider im Voraus, daß es auch diesmal vergeblich seyn wird.“

Wilhelm Rinn unterbrach das Gespräch.

Ei sieh da, Herr Pajart, — ich muß recht sehr um Verzeihung bitten. — Diesen Augenblik komm' ich vom Hause, wo eine Menge Arbeiten mich seit heute morgen ununterbrochen beschäftigt haben, bitte nochmals um Verzeihung. — Doch in so guter Gesellschaft wird euch die Zeit nicht lang geworden seyn. — Doch wohl auf, Herr Ritter? — Wenigstens euer munteres Ansehen läßt nichts anders erwarten,

 und

und bei so angenehmen Verbindungen . . . ich wünsch' euch von Herzen Glük, und empfehle mich zu fortdauernder Freundschaft.

Kunz verbeugte sich stillschweigend.

Aber lebhaft stellte seine Einbildungskraft ihm den Vorgang im Gebüsch vor. — Der nemliche Mann, der sich dort vor ihm zu verbergen suchte, stand jezt vor ihm. — Das feuerfarbene Wamms, der blaue Mantel, alles, alles traf überein. — Und doch versicherte Rinn, daß er erst diesen Augenblik sein Haus verlassen hätte. — Pajarts bedenkliche Reden, — darunter mußte ein wichtiges Geheimniß verborgen seyn.

Er eilte, um mit Konraden die Sache zu überlegen, und dieser — Doch meine Leser wissen bereits aus dem Vorhergehenden den Erfolg dieser Unterredung.

Vierzehntes Kapitel.

Erläuterung.

Also den Fremden kannte Cornelius nicht? — fragte Kunz, nachdem ihm Konrad am folgenden Morgen ausführliche Nachricht mitgetheilt hatte.

„Nein, — aber, wie schon gesagt, aus Frankreich müsse er seyn. — Auch wußte Cornelius nicht, wer der geistliche Herr seyn möchte, mit dem Herr Dereden zu sprechen übernommen habe.“

Alles, alles wird nun klar, fuhr Kunz nach einigem Nachsinnen fort, eure List soll euch nicht frommen.

Doch wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir unsern Kunz Schritt für Schritt verfolgen, und alle seine Bemühungen, in das Geheimniß einzudringen, unsern Lesern mitthei-

len wollten. Aber das Resultat derselben dürfen wir ihnen nicht vorenthalten.

Meine Leser werden sich noch aus dem Vorigen eines von Koppenolle, Rinn und Vereden an die Regentin von Frankreich erlassenen Schreibens erinnern, worinnen sie auf die Errichtung eines neuen Bündnisses zwischen Frankreich und Flandern antrugen, zugleich aber um die Erlaubniß baten, den jungen Herzog Philipp, äußersten-Falls, Frankreichs Schuz und unmittelbarer Obhut empfehlen zu dürfen.

Die Regentin von Frankreich bewilligte alles, warum Koppenolle und seine Anhänger gebeten hatten; — ein heimliches Bündniß mit den Ständen von Flandern ward geschlossen, ihnen und ihrem Grafen Philipp aller Beistand versprochen. — Aber Frankreich war es diesmal eben so wenig damit Ernst, als vordem; man wollte nur den gesunkenen Muth der Französischgesinnten dadurch wieder ermuntern, das

sich

sich verminderte Zutrauen aufs neue beleben, und überhaupt den Eindruk schwächen, den Maximilians Vorstellungen jezt, da seine Macht sich merklich vermehrte, und ihn überall das Glük begünstigte, auf die Flandrer allerdings sehr spürbar gemacht hatten.

Die Verwirrung sollte erst noch größer, die Noth noch drükkender, und eine Aussöhnung mit dem Erzherzog ganz unmöglich gemacht werden, — dann erst wollte Frankreich unter dem Vorwande, die Flandrer und ihren Grafen Philipp in Schuz nehmen zu wollen, sich des Landes bemächtigen, und so diese wichtige Grafschaft durch List und Gewalt, wie es König Ludwigen mit der Grafschaft Burgund geglükt war, auf immer sich unterwerfen.

So lange Herzog Philipp unter seinen dermaligen Verhältnissen in Flandern blieb, stand der Ausführung dieses Plans freilich noch manches im Wege. — Aber auch dafür hatte die französische Politik gesorgt.

Der Herr von Esguerdes, dessen sich die Regentin in den flandrischen Angelegenheiten bediente, erhielt unter andern den geheimen Auftrag, den Flandrern die Gefahr recht anschaulich zu machen, in die sie nothwendig gerathen müßten, sobald Philipp sich wieder bei seinem Vater befinden würde — sie zu überzeugen, daß Maximilian blos um deswillen auf der Zurükgabe seines Sohnes bestånde, um sie alsdann desto empfindlicher züchtigen zu können — daß ihre Sicherheit und Philipps beståndige Entfernung von seinem Vater in der genausten Verbindung sich befånde, und daß es daher der Hauptgegenstand aller ihrer Bemühungen seyn müsse, daß es das Wohl ihres Landes erfordere, besonders hierinnen dem Erzherzog beståndig entgegen zu arbeiten.

Man verbreitete zugleich unter dem Volke mancherlei Gerüchte; bald sollte der Erzherzog die Absicht haben, mit einem fliegenden Heere

die

die Stadt zu berennen, bald durch List sich ein heimliches Verständniß in der Stadt zu verschaffen suchen, um auf diese Weise seinen Plan zur Ausführung zu bringen.

Aber es sey nun, daß die Flandrer Frankreichs hinterlistige Absichten ahndeten, oder daß das Gefühl ihres Unrechts in ihnen schon zu erwachen anfing, — der Herr von Esguerdes war in seinen Unterhandlungen nicht glüklich. Man fand es bedenklich, den jungen Fürsten von sich zu lassen; man besorgte, daß Maximilian dann gewiß alle Schonung vergessen, und seinen so lang zurükgehaltenen Unwillen auf einmal wider sie auslassen würde. — Bliebe Philipp hingegen in ihren Händen, so müsse Maximilian um seinetwillen mit mehrerm Glimpf gegen sie verfahren, und käme die Sache aufs äußerste, so könne man dann doch immer noch eher auf eine gütliche Ausmittelung hoffen, als wenn man den Unwillen des Erz-

herzogs durch diesen Schritt noch mehr gereizt hätte.

Der Herr von Esguerdes und die Häupter der französischen Partei sahen sehr bald, daß auf diese Weise die Sache nicht durchzusezzen seyn würde, — man beschloß daher, den jungen Herzog zu entführen. Nothgedrungen mußte sich dann Flandern, wenn es seinem gänzlichen Verderben entgehen wollte, Frankreich selbst in die Arme werfen; eine Aussöhnung mit dem Erzherzog fand alsdann auf keine Weise mehr statt.

Gelang der Anschlag nicht, so war für Frankreich dabei weiter nichts zu besorgen; die Sache blieb verschwiegen, und man durfte nur einen günstigen Zeitpunkt abwarten, um doch noch das Unternehmen zum erwünschten Ende zu bringen. — Und ward die Sache ruchbar, so schob man alles auf den Erzherzog. — Der Unwille und die Erbitterung gegen ihn erhielt dann neue Nahrung, und die schon rege ge-

mach-

machten Besorgnisse, daß Philipp in Flandern vor den Nachstellungen seines Vaters bei weitem nicht gesichert wäre, mehrere Bestätigung. Das Unternehmen mochte nun glüklich oder unglüklich ausschlagen, in beiden Fällen war der Vortheil auf Frankreichs Seite.

Funfzehntes Kapitel.

Kunz nimmt seine Maaßregeln.

Fein war der Plan angelegt, — alle Umstände sorgfältig berechnet, Zeit, Ort und Stunde genau bestimmt. Schon sahen die Verbündeten mit zuverlässiger Gewißheit ihr kühnes Unternehmen mit einem glüklichen Erfolg bekrönt, — und Kunz vereitelte den ganzen wohldurchdachten, fein angelegten Plan, entriß ihnen den schon halb errungenen Sieg, und lenkte den Vortheil, den Frankreich aus

diesem Unternehmen auf jeden Fall zu ziehen gedachte, ganz auf die Seite des Erzherzogs.

Kunz erhielt bei seiner Uiberkunft nach Gent, als erwählter beständiger Gesellschafter des jungen Herzogs, seine Wohnung gleich neben Philipps Zimmern angewiesen. — Man glaubte dieses thun zu müssen, weil Philipp damals noch sehr jung, und mit Kunzen bereits innig vertraut war. — Herr Adrian von Clermont wohnte in einem andern Flügel der Burg.

Nach Margarethens Abführung nach Frankreich wurde hierinnen eine Aenderung getroffen. Die Zimmer der Prinzessin waren anmuthiger, schöner, als die, welche Philipp zeither bewohnt hatte. Man räumte sie ihm ein, und Herr Adrian erhielt zugleich, auf seine Vorstellung, die Erlaubniß, gleich neben dem Schlafzimmer des Prinzen seine Wohnung nehmen zu dürfen. Kunz bezog dagegen diejenigen Gemächer, welche Philipp zeither innen gehabt hatte.

Un-

Unangenehm war es freilich unserm Kunz, sich von seinem lieben Philipp getrennt zu sehen, aber er ahndete dabei nichts, was ihn unruhig oder besorgt hätte machen können. Uiberdem hatte Herr Adrian, den meine Leser bereits aus dem ersten Theile dieser Geschichte als einen sehr artigen, gefälligen Mann kennen, durch sein kluges, vorsichtiges und wirklich bescheidenes Betragen sich Kunzens Zuneigung zu erwerben gewußt.

Aber jezt durchschaute Kunz auf einmal das künstliche Gewebe des ganzen Plans. Jezt sahe er deutlich, warum Adrian seine Entfernung von dem Prinzen veranlaßt hatte. Jezt wurde es ihm klar, daß man schon lange mit dem Gedanken, Herzog Philippen zu entführen, umgegangen sei, daß bereits alles zur Ausführung dieses kühnen Unternehmens vorbereitet seyn möchte, und daß, wenn dieser heimtükkische Anschlag noch hintertrieben werden sollte, nicht gezaudert werden dürfte.

Aber über die Maaßregeln, welche man zu Vereitelung jenes Anschlags ergreifen sollte, konnte man sich nicht sogleich vereinigen.

Konrad meinte, man dürfe blos den Vormündern diese Entdekkung mittheilen, und diese würden dann die Wachen verdoppeln, alle Ausgänge der Burg besezzen lassen. Dann wäre eine Entführung nicht möglich.

So leicht und treffend dieses Mittel immer zu seyn schien, so war doch dabei zu besorgen, daß die Vormünder Kunzens Worten nicht sogleich glauben möchten. — Und gesezt, man verdoppelte die Wachen, besezte alle Ausgänge, so war immer nur für den Augenblik der Prinz in Sicherheit. — Die Verbündeten erwarteten gewiß einen günstigern Zeitpunkt, um ihren Entwurf doch noch zur Ausführung zu bringen, — hielten sich jezt ruhig, und gewannen dadurch, daß man Kunzens Warnungen in der Folge nie mehr Glauben beimaß. —

Und

Und welcher Gefahr sezte er sich dabei aus! — Es war vorauszusehen, daß die Vormünder die Sache nicht so heimlich würden behandeln können, daß nicht sein Name dabei genennt werden müßte.

Sechzehntes Kapitel.

Kunz und Trasigny.

Es ist wahrhaftig kein Augenblik zu verlieren! —

„Also diesen Abend?" erwiederte Trasigny.

Sobald es dunkel wird, bin ich und Konrad im Burggarten, — du bleibst, wie gewöhnlich, bei dem Prinzen, bis er zur Ruhe geht. Aber verrathe dich nicht.

„Nein, gewiß nicht. — Und dann komm' ich zu euch?" —

Unter den Eichen wirst du uns finden.

Siebzehntes Kapitel.

Der Anschlag wird vereitelt.

Zu der bestimmten Stunde trafen sich Kunz und Konrad an dem verabredeten Orte. — Die Nacht war trüb' und dunkel, — um sie her herrschte tiefe Stille, — nur aus den Wohnzimmern des Prinzen leuchtete noch das Licht herüber in den Burggarten.

Bald verlosch auch dieses; ein matter Schein aus dem Schlafzimmer war das Zeichen, daß Philipp nun zur Ruhe gegangen sei.

Jezt kam Trasigny.

Nun? — fragte Kunz leise.

„Alles richtig," erwiderte Trasigny. „Philipp schläft. — Adrian ist in seinem Gemach, — mir ist's noch unglaublich!" — sezte er nach einigem Stillschweigen hinzu.

Kunz antwortete nicht.

„Adrian

„Adrian war so ruhig, so unbefangen, — so unterhaltend, wie immer . . . . .“

Pfaffentrug, unterbrach ihn Kunz.

„Wenn wir uns irrten . . . .“

Das wolle Gott! —

„Und Adrian wäre unschuldig.“

Wird sich zeigen. — Hast du dein Schwert bei dir? fragte Kunz, indem er das seinige unter dem Mantel hervorzog.

„Ja! hier,“ erwiederte Trasigny.

Beobachte du die Fenster der Burg. — Bei dem ersten Geräusch, sobald du nur etwas Bedenkliches gewahrest, komm zu mir. — Ich stelle mich dort rechts, hinter die große Eiche, hart am Wege. — Konrad steht an der Gartenmauer auf der Lauer.

Mitternacht war vorüber, — da rauschte es im Gebüsch längs der Gartenmauer, — immer näher kam's dem Orte, wo Konrad verborgen war. Jezt traten leisen, leisen Tritts vier Männer, in weite Mäntel gehüllt, nur we-

nige Schritte von Kunzen aus dem Gebüsch. Sorgsam lugten sie umher.

„Gebt das Zeichen!" sprach der eine.

Der durchdringende Ton einer Pfeife erschallte. Gleich darauf antwortete von der Burg herab ein leises Husten. Schnell eilten die vier Männer der Burg zu.

In dem Augenblikke war Trasigny bei Kunzen. Auch Konrad kam zu ihnen.

Mit gezogenen Wehren schlichen sie sich längs dem Gebüsche nach der Burg. — Sie bemerkten, je näher sie kamen, immer deutlicher, daß Adrian am Fenster stand, und emsig etwas befestigte.

Den Augenblik! rief er den unten harrenden vier Männern zu, und entfernte sich schnell vom Fenster. —

Jezt in Gottes Namen! sprach Kunz, und stürmte mit dem Schwert in der Hand auf die Fremden ein. Trasigny und Konrad folgten. In wenig Augenblikken, nach schwachem Wi-

derstand, suchten jene ihre Sicherheit in der Flucht.

Nach! nach! rief Kunz seinen Genossen zu, für mich ist hier noch zu thun.

„Um Gottes und aller Heiligen willen! was giebt's?“ fragte jezt Adrian aus dem Fenster herab.

Nichts! gar nichts! erwiederte Kunz mit verstellter Stimme, ihr zaudert nur zu lange, sie sind schon voraus. — Eilt, eilt! —

„Heilige Mutter!“ schrie Adrian, und in dem nemlichen Augenblikke fiel neben Kunzen ein schwerer Beutel mit Gold nieder, den Adrian bei seiner Flucht nicht hatte zurüklassen wollen, und vor Schrekken aus der Hand zum Fenster herabfallen ließ, als er seinen Anschlag entdekt, sich verrathen sah.

Gut! — sehr gut! — sagte Kunz, nachdem er den Fund näher untersucht hatte. — Ein doppelter Gewinn! — Wir behalten, was

wir wünschen, und erhalten mehr, als worauf wir gerechnet hatten.

Kunz erwartete nun seine Genossen zurük. Er hatte sich nachlässig an die Wand gelehnt, freute sich innig über den glüklichen Erfolg seiner Bemühungen, und überlegte nochmals die Maaßregeln, die er nun zu fassen hätte, um Philipps Person vor allen dergleichen und ähnlichen Vorfällen völlig zu sichern, als ein leises Reiben an der Mauer ihn aufmerksam machte. Es war zu dunkel, um etwas zu erkennen, — im Finstern tappte er um sich her, und ergriff die schwankenden Enden einer seidenen Strikleiter, welche langsam in das über ihm befindliche Fenster zurükgezogen wurde. Es gelang ihm, wiewohl nicht ohne Anstrengung, sich ihrer zu bemächtigen, und er legte sie sorgfältig zu dem Beutel mit Gold, der vor wenig Minuten aus dem nemlichen Fenster herabgeflogen war.

Kurz darauf kehrten Trasigny und Konrad zurük. Sie hatten die Fremden zum Garten hinausgetrieben, aber keinen von ihnen habhaft werden können. Doch meinte Konrad, der eine habe gewiß genung gehabt, und würde wohl so bald nicht wieder ein Ebentheuer bestehen wollen.

Achtzehntes Kapitel.

Unerwartete Wendung.

Kunz war gegen Morgen glüklich und unentdekt in sein Gemach wieder zurükgekommen, und sehr bald in einen sanften Schlummer gesunken, der jedoch nach einiger Zeit durch das heftige Rütteln seines Bedienten unterbrochen wurde.

„Was giebt's?" — rief Kunz, noch schlaftrunken und geblendet durch die Sonne, die

schon

schon hoch am Himmel stand, und gerade sein Bett in voller Klarheit beleuchtete.

Unser ehrwürdiger Herr ist zum Tode krank, und ....

„Wer? — Herr Adrian?“ — erwiederte Kunz mit Lebhaftigkeit.

Er hat schon die heiligen Sakramente verlangt, aber ....

Hastig verließ jezt Kunz sein Lager.

„Er war ja gestern noch so gesund. — Geschwind kleide mich an!“

Diese Nacht hat's ihn überfallen. — Gott weis, was mit ihm vorgegangen seyn mag. — Sie reden ganz wunderlich.

„Nun?“

Nach Mitternacht ist Lärm in seinem Gemach worden. — Auch wollen einige Waffengetös gehört haben ....

„Einbildung!“

Aber, gestrenger Herr! 's habens doch mehrere von des Prinzen Hofgesinde gehört!

„Und

„Und wären ihm nicht zu Hülfe gekommen?“ —

Ei wohl sind sie's, — aber die Thüre seines Gemachs ist verschlossen gewesen, und auf ihr Zurufen hat er keine Antwort gegeben.

„Wer hat denn diese Nacht bei dem Prinzen gewacht?“

Herr Anton, der soll aber so fest geschlafen haben, daß er kaum zu erwekken gewesen ist.

„Geschlafen?“ — wiederholte Kunz bedenklich.

Und in Herrn Adrians Gemach ist alles verstört gewesen. — Gott sei uns gnädig! — Sie reden gar wundersame Dinge. — Und nun liegt er hart und fest darnieder, — will nichts hören, nicht antworten.

Neunzehntes Kapitel.

Gift!

Daß ihr auch just diese Nacht schlafen mußtet!

„Gestrenger Herr Ritter! und wenn mein Leben darauf gestanden hätte, ich hätte mich des Schlafs nicht erwehren mögen. Habe gewiß alles versucht, aber endlich war ich doch eingeschlummert.“

Und habt also nichts, gar nichts gehört? —

„Nichts! gar nichts! — Wie sie mich aufwekten, war der Morgen schon angebrochen. Auch der Prinz schlief noch ruhig. Aber Herr Adrian lag in großen Schmerzen auf seinem Bette. — Als ich ihn anredete, wendete er sein Gesicht von mir, gab auf keine meiner Fragen Antwort. — Kalter Schweiß stand auf seiner Stirne.“

Verlangte er denn nicht nach dem Arzte? —

„Der war gleich anfänglich geholt worden. Aber Herr Adrian nahm durchaus nichts von Arznei . . .“ ——————————

Entsezlich! —

„Unterdessen kam der Bote zurük, den man auf sein Verlangen nach dem Beichtiger gesendet hatte. — Die Nachricht, daß Herr Philipp diesen Morgen schnell verreist sei, wirkte auf den Kranken auf eine schrekliche Weise. Er verlangte mit der äußersten Aengstlichkeit aus dem Bette. — Aber die Krämpfe waren so heftig, die Schmerzen so entsezlich, daß wir ihn halbtodt wieder in dasselbe zurükbringen mußten.“ —

Wo verlangte er denn hin?

„Wir konnten ihn schon nichts mehr verstehen, — doch schien es, als wenn er etwas suchte, sich wegen etwas beängstigte. Nachher kamt ihr gleich ins Gemach.“

— Ich fürchte, ich fürchte. . . . erwiederte Kunz bedenklich, er ist selbst die Ursache seines Todes.

Zwanzigstes Kapitel.

Kunz hat Recht.

Man hatte den Herrn von Borselen von diesem unerwarteten Vorfalle, und von der Gefahr, worinnen sich Herr Adrian nach der Versicherung des Arztes befände, sofort benachrichtigt. — Jezt begab sich Kunz zu ihm, um ihm über die ganze Sache Aufschluß zu geben. — Unter den vorliegenden Umständen fand er es bedenklich, dem Herrn von Borselen den wahren Vorgang zu verheimlichen, ob er schon anfänglich mit seinem Freunde Trasigny die Abrede genommen hatte, gegen Niemanden von den Begebenheiten der vergangenen Nacht so lan-

lange etwas zu gedenken, bis sich eine schikliche Gelegenheit gefunden haben würde, unter irgend einem Vorwande Clermonten auf immer von dem Prinzen zu entfernen.

Der Herr von Borselen nahm herzlichen Antheil an Clermonts Krankheit. — Er versicherte Kunzen, daß, wenn Adrian sterben sollte, man allerdings wegen Besezzung dieser Stelle sich in Verlegenheit befinden würde, und daß er selbst eingestehen müsse, sich vom Anfange an in Clermonts Person geirrt zu haben. Sein zeitheriges kluges, bescheidenes und überhaupt rechtschaffnes Betragen habe den anfänglich gegen ihn gehegten Verdacht vollkommen widerlegt.

Und bei alle dem, gnädiger Herr! waren eure frühen Besorgnisse doch gegründet.

„Wie so?" — fragte der Herr von Borselen.

Eine genaue und ausführliche Erzählung dessen, was meinen Lesern bereits aus den vorigen Kapiteln bekannt ist, folgte.

Und der Beweis von dem allen, sezte Kunz am Schluß seiner Erzählung hinzu, ist — dieser Beutel und diese Strikleiter, — indem er beides unter seinem Mantel hervornahm, und dem Herrn von Borselen überreichte.

„Entsezliche Verrätherei!" rief Herr von Borselen.

Ich habe den Beutel noch nicht geöffnet, fuhr Kunz fort. Aber gefällt's euch, so ....

„Allerdings! allerdings!" unterbrach ihn Herr von Borselen lebhaft. „Oeffnet ihn, vielleicht erhalten wir Aufschlüsse."

Man fand wirklich außer einer sehr ansehnlichen Menge Goldstükke mehrere an Herrn Adrian gerichtete Briefe, in denen zwar die Briefsteller ihre Namen weggelassen hatten, und die überdem in so dunklen Ausdrükken geschrieben waren, daß man ihren Inhalt nicht völlig

verstehen konnte, allein sie bestätigten doch ganz unwidersprechlich, daß Adrian den jungen Herzog in die Hände der Franzosen hatte überliefern wollen.

„Rechtschaffner Mann!“ sprach Herr von Borselen innigbewegt, „wie kann ich, wie können wir alle euch dafür belohnen?“

Kunz verbeugte sich stillschweigend.

Es war meine Pflicht, sezte er hinzu.

„Laut und öffentlich,“ fuhr Herr von Borselen fort, „will ich euern Namen nennen, ganz Flandern den großen Dienst bekannt machen, den ihr durch eure Wachsamkeit. . .“

Um Gottes willen! Nein, gnädiger Herr. Das ist eben, was Frankreich und seine Anhänger, jezt da ihr Anschlag vereitelt worden ist, gewiß wünschen. Man würde dann dem Erzherzog dieses Unternehmen anschuldigen, — man würde dem Volke den schon früher gethanen Vorschlag, den jungen Herrn Frankreichs unmittelbarem Schuz zu übergeben, wiederho-

 len,

len, — und Frankreich erlangte am Ende noch mit einigem Schein des Rechts das, was es jezt durch List und Gewalt zu erschleichen versucht hat.

„Unmöglich! — so lang ich Leben und Kräfte habe ....“

Gnädiger Herr! ihr kennt Frankreichs mächtigen Einfluß, seine zahlreichen Anhänger. —

„Aber soll denn diese Verrätherei ungeahndet bleiben, sollen denn jene Bösewichter durch unsere Nachsicht noch kühner gemacht werden?“

Clermont hat sich bereits selbst bestraft. Er ist vielleicht in diesem Augenblikke nicht mehr. Und die übrigen Mitschuldigen sind doch im Grunde nicht bekannt, wenigstens ist's nicht erwiesen, daß ....

„Man kennt sie schon; bei einer genauen Untersuchung muß alles an Tag kommen.“

Gnädiger Herr, ich zweifle daran gar nicht, aber wozu würde das frommen? Man

wird die Häupter dieser Verschwörung zur gebührenden Strafe ziehen. Aber hat dadurch Frankreichs Einfluß ein Ende? Wird man nicht alles anwenden, neue innerliche Unruhen zu erregen? Und was gewinnt Flandern dabei? Selbst euer Leben, das Leben aller, die für die gute Sache zeither gesprochen und gewirkt haben, ist dann in Gefahr! — Nein, gnädiger Herr, meinem Bedünken nach ists besser, die Sache wird geheim gehalten.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Weiterer Verfolg dieser Begebenheit.

Der Herr von Borselen fand sich am Ende durch Kunzens Vorstellungen bewogen, über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillschweigen beobachten zu wollen, unter der Voraussezzung, daß Koppenolle, Rinn und Dereden sich

ebenfalls hüten würden, von einer Sache zu sprechen, deren Bekanntmachung, bei der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther, ihrem eigenen Interesse auf jeden Fall nachtheilig werden mußte. Man beschloß zugleich, solche Maaßregeln in der Stille zu treffen, durch welche alle dergleichen und ähnliche Unternehmungen auf die Person des Prinzen für die Folge unmöglich gemacht würden.

Freilich hatte man dabei nicht auf den Wirth zu den drei Lilien Rukſicht genommen, nicht bedacht, daß die Nachricht von Adrians schnellem Tode ihn nothwendig aufmerksam machen müßte, und ihn sehr bald einen Zusammenhang dieser unerwarteten Begebenheit mit jener geheimen Unterredung in seinem Gartenhause würde ahnden lassen, nicht überlegt, daß bei der Geschwäzzigkeit der Hofleute der ganze Vorgang nicht lange verborgen bleiben könnte.

Aber schon auf dem Wege nach der Burg machten Kunzen die hier und da sich sammelnden Bürger aufmerksam. Man schien ihn mit neugierigen Blikken zu verfolgen, — er hörte im Vorbeigehen Koppenollens und Clermonts Namen unter gewissen Aeußerungen nennen, die die rege werdende Besorgniß, die Sache möchte doch wohl schon bekannter geworden seyn, mehr als zu sehr bestätigten.

In Herzog Philipps Gemache fand er den alten Pajart.

Die Anwesenheit dieses Mannes zu solch einer ungewöhnlichen Stunde, — sein ernster, fast finstrer Blik, — seine oft wiederholten Fragen nach dem Befinden des jungen Herrleins, — und die aus seinem ganzen Benehmen unverkennbar hervorleuchtende innere Unruhe ließen Kunzen keinen Zweifel übrig, daß auch Pajart mit dem Vorgange bereits näher bekannt seyn möchte.

Jezt war ein schneller Entschluß auf jeden Fall höchst nöthig. — Wußte Pajart um die Sache, und man beobachtete auch gegen ihn darüber Stillschweigen, so war mit Gewißheit vorauszusehen, daß in ihm Mistrauen, wohl gar Vermuthungen rege werden möchten, welche der guten Sache, bei Pajarts allgemeinem, wichtigem Einfluß, nicht anders als höchst nachtheilig werden mußten, — und dann ward es ja den Französischgesinnten erst recht leicht, allen Verdacht von sich ab-, und nach Befinden auf den Erzherzog allein, oder auf ihn und auf die Vormünder zugleich zu lenken.

Ahndete hingegen Pajart den Zusammenhang bis jezt nur noch dunkel, so mußte ihn eine freiwillige, seinen Wünschen zuvorkommende Entdekkung ganz für die gute Sache gewinnen, und ihn um so mehr bestimmen, den französischen Plänen nach allen seinen Kräften entgegen zu arbeiten, und zu Erreichung dieser

Absicht alle sein Ansehen bei dem Volke zu verwenden.

Kunz fand sich daher bewogen, von seiner mit Herrn von Borselen genommenen Verabredung in diesem Falle abzugehen, und er entdekte dem alten Pajart alles, was er wußte, und was wir unsern Lesern in den vorigen Kapiteln bereits ausführlich mitgetheilt haben. —

Und nun, ehrwürdiger Freund, sezte Kunz hinzu, bitt' ich euch, mit mir gemeinschaftlich Frankreichs heimlichen Praktiken entgegen zu arbeiten, und besonders in diesem Falle . . . .

„Gewiß, Herr Ritter," unterbrach ihn Pajart. „Aber ihr thätet sehr wohl, mir den ganzen Vorgang noch in Zeiten mitzutheilen. — Das Volk weis von der Sache bereits mehr, als es, wie ich nun wohl einsehe, eigentlich wissen sollte, und doch im Grunde zu wenig, um diese Begebenheit richtig beurtheilen zu können. Offenherzig gesagt, man hatte sogar ei-

nigen Verdacht wider euch. Aber ich kann mir nun wohl erklären, woher und wie selbiger entstanden seyn mag."

Wider mich? rief Kunz erstaunt.

„Ja, Herr Ritter, das Gerücht verbreitete sich anfänglich, ihr hättet den jungen Herrn zu seinem Vater zurükführen wollen, Clermont sei euch im Wege gewesen; doch zu eurer Beruhigung muß ich auch gleich hinzusezzen, man fand das, bei näherer Uiberlegung, nicht wahrscheinlich, — der Verdacht fiel auf die, welche ihn erregt hatten, auf die Französischgesinnten zurük, — und die Erbitterung gegen sie ist bis aufs höchste gestiegen. Mich sendete man her, um mich nach dem Befinden des jungen Herzogs zu erkundigen, unter dem Versprechen, bis zu meiner Zurükkunft sich ruhig verhalten zu wollen. — Uiberlaßt mir nun alles. — Ich gehe, und bei der Uiberzeugung, mit welcher ich nun spre-

sprechen kann, bin ich gewiß, in kurzem völlige Ruhe wieder herzustellen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Ein offenherziges Geständniß.

Wir haben uns bei der Erzählung dieser Begebenheit um deswillen etwas ausführlich halten zu müssen geglaubt, da die Geschichtschreiber über diesen Vorgang fast gänzlich geschwiegen, nur einige, und diese wenigen ebenfalls blos im Vorbeigehen, bemerkt haben, daß der Herr von Esguerdes einmal in Gent solle gewesen seyn, in der Absicht den jungen Herzog Philipp nach Frankreich zu entführen, welcher Anschlag ihm jedoch mislungen wäre.

Wir können uns daher bei dieser Erzählung auf jene Geschichtschreiber nicht beziehen, vielmehr wollen wir unsern Lesern offenherzig gestehen,

hen, daß wir hierbei lediglich der Tradition gefolgt sind; aber diese mündliche Uiberlieferung schien uns so wahrscheinlich, die durch selbige auf uns gebrachten Begebenheiten so möglich, daß wir keinen Anstand nehmen zu dürfen glaubten, selbige unsern Lesern gegenwärtig schriftlich zu überliefern. Uiberdem sind ja viel wichtigere, unglaublichere Nachrichten blos durch Tradition auf uns gekommen, und man hat gleichwohl bis jezt immer die Gefälligkeit gehabt, sie für wahr anzunehmen; — warum sollte ich denn nicht in dem vorliegenden Falle eine gleiche nachsichtsvolle Gefälligkeit zuversichtlich erwarten dürfen? —

Inzwischen erhält doch die Tradition, selbst durch jene unbestimmten Aeußerungen älterer Geschichtschreiber, immer noch viel Bestätigung. — Ein gewisses Dunkel schwebt zwar über dem ganzen Vorgang, — aber eben dieses Dunkel beweist, daß Kunzens, Pajarts und

des

des Herrn von Borselen Bemühungen, die Bürger von Gent in Unwissenheit über diese sonderbare Begebenheit zu erhalten, nicht ohne glüklichen Erfolg geblieben waren, daß die französischgesinnte Partei ihre Absichten nicht erreichte, und daß, so wenig auch dieses bei einem blos flüchtigen Uiberblik der folgenden Begebenheiten der Fall zu seyn scheint, gleichwohl, von diesem Zeitpunkt an, das Zutrauen der Flandrer gegen Frankreich sich in eben dem Grade verminderte, als der Wunsch nach einer Aussöhnung mit dem Erzherzog Maximilian immer lebhafter wurde.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Und noch kein Wort von Sophien?

Und noch kein Wort von Sophien? höre ich meine schönen Leserinnen fragen.

Wohl muß ich, meine Damen, recht sehr dieserhalb um Verzeihung bitten. — Ich fühle allerdings, daß die vorigen Kapitel Ihnen Langeweile gemacht haben werden, aber theils durfte ich doch jene Begebenheiten nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, theils, ich muß es nur ganz offenherzig gestehen, wußte ich wirklich nicht, was ich Ihnen von und über Sophiens Herzensangelegenheiten hätte sagen sollen.

Finden Sie dieses, meine schönen Damen, nicht sonderbar, oder wohl gar unhöflich, ich bitte recht sehr darum. Erlauben Sie mir wenigstens, ehe sie über mich urtheilen, etwas zu meiner Vertheidigung hinzusezzen zu dürfen.

Wie

Wie hoch ich Sophien schätze, und wie sehr ich wünsche, daß auch Sie, meine Damen, dem guten lieben Mädchen Wohlwollen und Zuneigung schenken möchten, davon enthält der erste Band dieser Geschichte mehrere und unwidersprechliche Beweise.

Daß also bei dieser Aeußerung nicht die geringste Gleichgültigkeit gegen Sophien, von meiner Seite, zum Grunde liegen konnte, bedarf keiner weitern Bestätigung. Gleichwohl muß ich das bereits Gesagte hier nochmals in seinem ganzen Umfange wiederholen.

Bedenken Sie selbst, meine schönen Leserinnen, was man über ein junges, wohlerzogenes, sittsames, häusliches Frauenzimmer sagen kann, die blos für ihre ältere Freundin lebt, deren Herz noch frei ist, und die kein anderes Vergnügen kennt, als denen Freude und Vergnügen zu gewähren, denen sie Achtung und Freundschaft schuldig zu seyn glaubt.

Und war das nicht bei Sophien ganz der Fall? —

Aber das Verhältniß, in welchem sie mit Kunzen stand? —

War blos freundschaftliches Verhältniß.

Freundschaft? — Nichts weiter? —

Gewiß nichts weiter, meine Damen, wenigstens auf Sophiens Seite. — Kunz hatte, nach dem Vorherbemerkten, noch keine Gelegenheit gehabt, ihr seine Liebe zu entdekken, und in jenen Zeiten würde es ein großer Verstoß wider weibliche Sittsamkeit gewesen seyn, wenn Sophie, ohne daß eine solche Erklärung von Kunzens Seite vorausgegangen wäre, ihm hierinnen hätte zuvorkommen wollen. — Zudem ...

Als wenn Liebe sich nach Vorschriften und Gewohnheiten richtete! —

Allerdings, meine schönen Damen, denkt man jezt viel aufgeklärter, heller über dergleichen Angelegenheiten, und wäre Sophie unsere Zeitgenossin gewesen, so würde ich freilich befor-

sorgen müssen, daß sie durch diese Schilderung in Ihren Augen vielleicht nicht gewinnen möchte. — Aber bedenken Sie selbst, Sophie lebte in jenen Zeiten, wo Tugend, Sittsamkeit, Häuslichkeit und liebenswürdige Einfalt noch immer das einzige und wahre weibliche Verdienst ausmachten, wo jede rechtliche Hausfrau in der genauen Erfüllung ihrer Pflichten, als Gattin, als Mutter und als Freundin, ihre Ehre, ihr Glük suchte und fand, und wo jedes gute Mädchen die mütterlichen Lehren und Warnungen viel zu sehr achtete, als daß sie dem süßen Geschwäz der Männer hätte Gehör geben, sich wohl gar hätte erlauben sollen, sie zu weitern Fortschritten durch jene schlauen Künste weiblicher Coquetterie zu ermuntern, welche in unsern Tagen leider zu bekannt sind, als daß sie noch erst einer bestimmten Erwähnung bedürften.

Und doch benahmen sich jene niederländischen Damen bei ihrer Anwesenheit in Gent so

artig, so gefällig, so dem guten Tone gemäß, daß sie sich wahrhaftig in unsern feinsten Zirkeln auf keine Weise zu schämen Ursache gehabt hätten.

Wohl wahr, meine schönen Leserinnen. — Aber wir bemerkten auch, daß ihr Betragen sehr auffallend, und den damaligen Begriffen von weiblicher Sittsamkeit gerade zuwider gewesen wäre, — auch können wir mit Wahrheit versichern, daß sie, ihrer zuvorkommenden Gefälligkeit ohngeachtet, im Grunde nichts gewannen, und daß sich die persönliche Achtung der Herren gegen sie eben um deswillen mehr verminderte als vermehrte.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Goldenes Zeitalter der Damen.

Wir wünschen überhaupt unsern Leserinnen die tiefe Ehrfurcht, und die unbegränzte Achtung recht anschaulich machen zu können, welche, in den frühern Zeiten der Ritterschaft, jeder Ritter, vermöge heiliger Gelübde, gegen Damen empfinden und an den Tag legen mußte. Sich darinnen saumselig, nachlässig bewiesen zu haben, gereichte zum unauslöschlichen Vorwurf; — wer vorsezlich die heiligen Gesezze der Ritterschaft übertreten, weibliche Tugend unvertheidigt gelassen, sich wohl gar einen Angriff auf selbige erlaubt hatte, war des hohen Schildamts auf ewig verlustig, seiner Ritterwürde entsezt, aus der Verbindung seiner Schildgenossen gestoßen, mit Schimpf und Schande ge-

brandmarkt, und büßte nicht selten sein Vergehen mit dem schimpflichsten Tode.

Das war ohnstreitig das goldene Zeitalter der Damen. — Man ehrte sie fast bis zur Anbetung, — ihr kleinster Wunsch war Befehl für den Ritter, hohe Belohnung, kräftige Ermunterung, jedes, auch das gefährlichste Ebentheuer, mit unerschrokkenem Muthe zu bestehen, und Gut und Leben für die Ehre seiner Dame zu wagen.

Aber diese glüklichen Zeiten sind leider vorüber. — Die feine Galanterie verlor sich nach und nach; das zurükhaltende Wohlwollen der Damen ging in zuvorkommende Gefälligkeit über, und der Ritter begnügte sich bald nicht mehr an einem freundlichen Blik, an einem verstohlnen Druk der Hand. — Der Zuruf: für Gott und die Ehre der Damen! verlor seine magische Kraft. — Mehrere Vorgänge hatten die Ritter belehrt, daß die Gunst der Damen auch ohne Lebensgefahr erlangt werden könne,

daß man nicht blos des Schwerts und der Lanze, wie ehedem, bedürfe, um sich ihres Wohlwollens, ihrer Zuneigung zu versichern.

So stiegen nach und nach die Damen selbst von der Höhe herab, auf welche Galanterie und Rittergesezze sie gestellt hatten. — Der blendende Glanz, der sie vordem umgab, verminderte sich. — Man sah in ihnen nicht mehr überirrdische Wesen, man fand sehr bald, daß auch sie von Gefühlen beseelt, von Wünschen erfüllt, von Leidenschaften beherrscht würden, welche bekanntlich das Erbtheil des schwachen Menschen zu seyn pflegen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Rohheit der Sitten: Biedersinn.

Mag man doch von der Rohheit jener Zeiten sagen, was man will, mag man doch durch meh-

mehrere Citate aus der Geschichte zu beweisen suchen, daß Gewaltthätigkeiten, Plakkereien und Bedrükkungen nie mehr, als damals, statt gefunden, — mögen doch die überbliebenen Rudera jener alten Burgen, Vesten und Schlösser von der Macht, Gewalt und Ansehen ihrer Besizzer, und die Menge im Burgverlies modernder Gebeine von ihrer Härte, Grusamkeit und Unmenschlichkeit zeugen, — es gab doch auch unter dem Adel manchen biedern, frommen Mann, der seine Hände nicht in's Blut der Unschuldigen tauchte, — der den wehrlosen Wanderer ruhig seine Straße ziehen ließ, ihn wider seinen raubsüchtigen Nachbar in Schuz nahm, — der Gott fürchtete, seinen Fürsten und Lehnsherrn ehrte, seine armen Dienstleute nicht drükte, sondern menschlich und als Menschen behandelte. — Nur für die gerechte Sache, für Freiheit und Vaterland zog der edle Biedermann sein Schwert, verließ sich auf

Gott und sein Recht, und ging muthig und getrost der Gefahr, dem Tode entgegen.

Das thatest du, biederer, wakkerer Arnold von Winkelried! als die Freiheit deines Vaterlandes bey Sempach auf dem Spiel stand, — als Leopold von Oestreich euch, edle Schweizer, die rühmlich errungene Freiheit wieder rauben wollte, als ihr im ungleichen Streit wider die undurchdringliche eiserne Mauer eurer Feinde nicht bestehen konntet, als eure Schwerter, Helleparten und Keulen nichts wider die vorgehaltenen Speere eurer Feinde vermochten. — Da umfaßtest du, biederer, wakkerer Arnold von Winkelried, so viel feindliche Lanzen, als du umgreifen konntest, drüktest sie mit deiner Heldenbrust zu Boden, achtetest nicht der Wunden, nicht des unausbleiblichen Todes, und öffnetest so über deinem Leichnam deinen Brüdern den Weg zum Sieg!

Dank dir, wakkerer, edler Arnold, für deinen Opfertod, durch den du die Freiheit deines Landes rettetest! —

Und wer erinnert sich nicht an einen Fust von Stromberg, Götz von Berlichingen, Franz von Sikkingen und andere edle deutsche Männer, die Rechtschaffenheit und Biedersinn über alles schäzten, und Leben, Gut und Habe für Freiheit und Vaterland wagten?

Aber die Zahl dieser wahrhaft Edlen war immer gering, im Verhältniß gegen die Menge der übrigen, die blos durch Geburt, oder durch irgend einen, ihrem Lehnsherrn geleisteten Dienst, zum Adel gelangt waren, — die sich der Vorzüge ihres Standes durch Unmenschlichkeit, Härte, Grausamkeit und durch alle Laster völlig unwürdig machten, und die gleichwohl wähnten, sie wären höhere Wesen, von anderer Natur und Geschlecht, als ihre armen Dienstleute, — als jeder andere, der nicht beim Turnier in die Schranken einreuten, nicht

Schwert und Lanze führen, nicht güldene Sporen tragen dürfe.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Scenen der Vorzeit.

Schrekliche — erschütternde Scenen liefert uns die Geschichte der Vorzeit. —

Dort haust der Ritter auf seiner Burg, mitten im vollen Genuß dessen, was sein Herz nur wünscht, — bis zum Uiberdruß gesättigt: — und hier keucht der arme Leibeigene hohlwangig und kraftlos neben seinen magern Ochsen vor dem Pfluge, mit dem er seines gnädigen Dienstherrn Akker umreißen muß. — Umsonst wagt er es, einige Augenblikke zu ruhen, er vermag kaum mehr den schweren Pflug zu ziehen, — umsonst, sein harter Treiber schwingt die Geißel. — Matt, hungrig, von Schwielen

und Wunden bedeckt, schleicht er am Abend seiner elenden Hütte zu; neuer Jammer wartet sein; er findet sein Weib geschändet, seine einzige Tochter entehrt; — der Junker hatte sie am Morgen zu sich auf die Burg holen lassen. —

Gram und Hunger machen seinem elenden Leben ein Ende. — Seine hülflosen, unerzogenen Kinder werden aus der väterlichen Hütte gestoßen, dem Hunger und Elend Preis gegeben; — die Hütte gehörte ja nicht ihrem Vater, — sie ist das Eigenthum des gestrengen Ritters. — Kinder können nicht den Pflug ziehen, der Leibeigene muß Kräfte haben, um Dienste leisten zu können. —

Voll angenehmer Vorempfindung der süssen Wonne, bald wieder bei seinem harrenden Weibe, bei seinen Kindern zu seyn, den Lohn seiner Arbeiten, seiner Mühe, seines rastlosen Bestrebens in seine stille Wohnung zu überbringen, und dort Freude und Zufriedenheit zu ver-

breiten, eilt der friedfertige Wanderer durch den Wald seiner Heimath zu. — Schon werden die Schatten länger, der Tag neigt sich; er verdoppelt seine Schritte, um bald, noch vor Eintritt der Nacht, bei seinen Lieben zu seyn. — Aber plözlich bricht der Ritter aus seinem Hinterhalte; beutebegierig wirft er den Hülflosen nieder raubt ihm alles, überläßt ihn dann seinem Schiksal, oder schleppt ihn ins dunkle Verlies, um wenigstens vor den Augen der Welt seine Schandthaten in etwas zu verbergen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Enthält den Beweis des Vorigen.

Es würde leicht seyn, noch mehrere ähnliche Greuelscenen aus jenen Zeiten aufzustellen. — Aber wozu würde das frommen? — Ich muß

ohne-

ohnedies besorgen, daß meine Leser mich vielleicht einer Uibertreibung in der Darstellung beschuldigen werden.

Aber ich kann ihnen mit Wahrheit versichern: Kein Wort von dem allen ist übertrieben, jedes derselben ist mit Urkunden zu belegen.

Ich beziehe mich hierbei auf die trefflichen Anmerkungen zum Fust von Stromberg: dort ist alles beurkundet, alles durch Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller bewiesen.

Wenn doch der edle Verfasser dieses schäzbaren Werks die so rühmlich angefangene Laufbahn noch weiter hätte verfolgen können! — Er sah so hell, sprach so wahr, warm und treffend, — leider, daß er uns zu früh entrissen wurde! —

Sit terra levis ossibus ejus! —

Zur selbigen Zeit war das Land, unter dem Namen der Ritter, voller Räuber, — sagt die Urspergische Kronik, und diese, von Augenzeu-

gen

gen mit kurzen dürren Worten entworfene Charakteristik damaliger Zeiten, bestätigt vollkommen die Wahrheit jener Erzählungen.

Und wer sollte sich nicht hierbei an jenen Erzbischof von Kölln erinnern, der seinem Burgvoigt, auf die Frage: Wovon er in der neuen Burg sich unterhalten solle? — die vier Landstraßen zeigte?

„Man sieht wenigstens hieraus," sagt einer unserer ersten Geschichtschreiber, „daß es eben nicht für eine Schande gehalten ward, sich auf solche Art zu nähren. Ein Name, der der Sache gegeben ward, z.B. eines Zolles, Weggeldes, Pfandes und dergl. wär allenfalls leicht zu finden."

So ganz ungegründet war denn also doch nicht die Behauptung des ehrwürdigen Herrn Campanus:

Patentissima Germania est & potentissima & nobilissima. — Sed ea tota nunc unum latro-

trocinium est, & ille inter nobiles gloriosior, qui rapacior.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Noch etwas über diesen Gegenstand.

Welche Ungerechtigkeit, Tyrannei und Bedrükkungen damals statt gefunden haben mögen, ist nach dem Vorbemerkten leicht zu ermessen.

Alle Gewalt, Macht und Ansehen war bei den Edlen; ihnen stand die Befugniß zu, das Recht zu ordnen, zu sezzen und zu deuten, wie es ihnen gut dünkte. — Der Unterthan war entweder leibeigen; und dann seines Herrn Eigenthum, mit Leib, Leben, Weib und Kind, Gut und Habe, — oder zu ohnmächtig, um sich den Plakkereien, Willkühren und Bedrük-

kun-

kungen des gestrengen Junkers entziehen zu können. Da war nirgends Rath, Hülfe und Schuz: selbst Kaiserl. Majestät vermochte nicht, diesem großen Unwesen mit Nachdruk zu steuern.

Bald wurden diese Edlen unter einander selbst uneins. — Um ihre Besizzungen zu erweitern, wozu bald eine von einem Mönch gefertigte trügerische Urkunde, bald irgend ein anderer eben so unstatthafter Vorwand dienen mußte, — oder um persönliche Feindseligkeiten zu rächen, griffen sie zum Schwert. — Da wurden gegenseitig die armen Unterthanen der gestrengen Junker geplündert, als Gefangene in Kerker geschleppt, oder wohl gar unmenschlich gemartert.

Vor solcher großen Tyrannei und Wüten sich zu sichern, traten mehrere freigeborne Männer zusammen, wählten sich einen gemeinsamen Wohnort, umgaben ihn mit Mauern, und verbanden sich unter einander zur einmüthigen Ver-

thei-

theidigung ihres Leibes, Lebens, Guts und Bluts, gegen männiglich.

So entstanden in Deutschland Städte, deren Einwohner nie vergaßen, aus welchem Grunde sie sich zu vereinigen genothdrungen gewesen waren, und die um so mehr sich verpflichtet hielten, der Gewalt des Adels engere Grenzen zu sezzen, je empfindlicher ihnen oder ihren Vorfahren in frühern Zeiten selbige gefallen war.

Ihre Bemühungen blieben nicht ohne glüklichen Erfolg; aber die Erbitterung des Adels gegen den Bürger stieg aufs äußerste. — Selbst Fürsten traten wider sie auf die Seite des Adels, uneingedenk der wichtigen Vortheile, die die Bewohner der Städte durch Betriebsamkeit, Handel und Gewerbe dem Vaterlande verschafften.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Geistliche Herren.

Unwissenheit und Aberglaube trugen damals ihr Haupt noch mächtig empor. — Wer schreiben und lesen konnte, war hochgelahrt. — Nur bei der Geistlichkeit war diese hohe Kunst und Wissenschaft zu finden, und auch unter ihnen waren nur wenige, die es verstanden. — Daher kam's denn, daß, wenn etwas verhandelt und beurkundet werden sollte, solches nie ohne Beitritt eines Geistlichen geschehen konnte. — So hatte der geistliche Stand in allen wichtigen Verhandlungen unmittelbaren Einfluß, — so konnte er alles drehen und deuten, wie es ihm gut dünkte, und sein Vortheil erheischte. Und wenn auch der ehrenveste Ritter, wenn auch Fürsten und Kaiser es anders meinten,

anders es niedergeschrieben haben wollten, der Pfaffenschreiber schrieb doch, was und wie er meinte; wer konnte denn lesen, was er geschrieben hatte? —

„Wo man Böses hörte,“ — sagt ein älterer Geschichtschreiber, — „und man fragte, wer thut das? so hieß es, der Bischof, der Probst, der herrliche Dechant, der Pfaff, und waren die Layen von den Geistlichen so sehr überladen, daß es nie Wunder wäre gewest, wenn solches unbilligen zu fast viel auf Erdreich all umb und umb was.“

Noch nothwendiger machten sich die geistlichen Herren durch Einführung der päbstlichen und römischen Rechte in Deutschland. Nun erhielten sie auch in weltlichen Dingen die Gewalt, die sie in geistlichen schon längst an sich zu reißen gewußt hatten. — Jeder biedere, fromme Mann qualificirte sich sonst zum Richter, — jezt mußte er auch ein gelehrter, der fremden Rechte wohlerfahrner Mann seyn.

Doch dieser Einfluß der geistlichen Herren verminderte sich in etwas, als auch Layen anfingen, sich auf die Rechtswissenschaft zu legen. Aber der Adel wollte lange nicht vor ihnen Recht leiden, wollte nur von Ebenbürtigen gerichtet werden, — und doch verstanden die ehrenvesten Ritter nichts von dem neuen Rechte, nach welchem gesprochen, welches bey Beurtheilung vorkommender Rechtsfälle zum Grunde gelegt werden sollte.

Dreißigstes Kapitel.

D o k t o r e n.

Freilich verlor der Adel durch die Einführung jener auswärtigen Rechte mancherlei Vortheile, in deren ungestörtem Genuß er sich zeither befunden hatte.

Jezt durfte nicht mehr nach bloßen Willkühren gesprochen, jezt konnte nicht mehr ein vorgebliches Herkommen zum Grunde der Entscheidung gelegt werden. — Es war ein geschriebenes Gesez vorhanden, nach welchem gesprochen, entschieden werden mußte. — Der gestrenge Junker mußte dem Legisten aufs Wort glauben, da er aus der Quelle selbst zu schöpfen nicht verstand, da er des Schreibens und Lesens nicht kundig war. — Und wenn vordem auch der Ausspruch des Richters wider den gestrengen Junker gewesen, er nach vaterländischen Rechten sachfällig worden war, so stand es ihm dann immer noch frei, durch die Stärke seines Arms sich bei seinem vorgeblichen Rechte zu erhalten, und seinen Gegner zum gerichtlichen Zweikampf aufzufordern. — Aber auch dieses fand jezt nicht mehr statt. — Das Gesez erlaubte nicht mehr, durch neue Abscheulichkeiten früher begangene zu rechtfertigen, und so wurde denn nach und nach jener unnatürliche

Misbrauch verbannt, wider den die Kirche schon seit mehrern Jahrhunderten, wiewohl vergeblich, mit Bann und Interdikten geeifert hatte. — Eine wichtige Einschränkung der zeitherigen Vorrechte des Adels. — Der gestrenge Junker durfte sich vordem jede Ungerechtigkeit erlauben, kek und muthig vor das über ihn sizzende Gericht treten; — die Stärke seines Arms rettete ihn, — Gottes Urtheil entschied, — und wenn die untadelhaftesten Zeugen wider ihn aufstanden, wenn er des wider ihn gerügten Bubenstüks schon so gut als überführt war; gelang es ihm, seinen Ankläger im Angesicht der Richter zu morden, so war er quitt, baar und los aller Schuld: Gottes Urtheil hatte für ihn gesprochen! —

Nun war aber das alles ganz anders; — der Buchstabe des Gesezzes entschied; wider das Zeugniß untadelhafter Zeugen konnte man sich nicht mehr mit dem Schwerte vertheidigen; was die Schöppen gesprochen, der Richter be-

stätigt hatte, galt: Edel und Unedel, Knecht und Freier, Ritter und Bürger, alle waren dem Gesez unterthan. —

Ein und dreißigstes Kapitel.

Wichtige Folgen aus der Einführung fremder Rechte in Deutschland.

Daß den edlen gestrengen Herren und Junkern eine solche zu so merklicher Einschränkung ihrer zeitherigen Vorrechte und Befugnisse gereichende Veränderung in der Gerichtsverfassung äußerst zuwider seyn mußte, war wohl eben so natürlich, als daß sie von ihrer, durch Geburt und Reichthum erlangten Höhe, mit Verachtung, Haß und Erbitterung auf diejenigen Personen herabsahen, welche die zufällige Ursache hierzu gewesen waren und noch waren.

Aber

Aber so groß auch immer ihr Haß und ihre Erbitterung gegen die Legisten war, und so mannichfaltige Bemühungen sie anwendeten, die fremden Rechte wieder zu verdrängen, und die vaterländischen Willkühren, sammt den damit verbundenen Observanzen und Herkommen, in ihre alten Rechte wieder einzusezzen, und mithin sich diejenigen Vortheile und Freiheiten wieder zu verschaffen, die sie gegenwärtig entbehren mußten, so blieben doch diese Versuche mehrentheils fruchtlos.

Mochte gleich Herzog Heinrich von Baiern bei jener über die Straubingische Erfolge entstandenen Streitigkeit von rothen Barreten nichts wissen; versprachen sich gleich einige Reichsstädte, bey vorfallenden Streitigkeiten sich keiner Rechtsgelehrten bedienen zu wollen; mochten sich auch mehrere deutsche Fürsten noch immer durch ungelehrte Ritter regieren lassen, die, nach dem Zeugniß eines damals le-

benden Schriftstellers, selten Freunde des Friedens waren; und wurde gleich noch hin und wieder die Meinung der gelehrtesten Männer, gesezt, daß sie sich in die fürstlichen Rathsstuben wagen durften, verachtet, oder wohl gar ausgezischt: so erkannten doch hellsehendere Fürsten, und mit ihnen nach und nach ganz Deutschland, daß zu Führung eines löblichen Regiments weit mehr als Stärke und persönliche Tapferkeit gehöre, und daß, wenn Land und Leute glüklich seyn und werden sollten, kluge, verständige, treue und friedfertige Männer am Regiment seyn müßten.

So erlangten nach und nach die Rechtsgelehrten in Deutschland, um ihrer innern Verdienste, um ihrer großen und ausgebreiteten Kenntnisse, um ihrer einleuchtenden Geschiklichkeit in Behandlung der Geschäfte, und um ihrer wichtigen Dienste willen, die sie den Fürsten und Ländern leisteten, einen Theil derjeni-

Vorzüge, Befugnisse und Gerechtsame, wel-

che

che zeither der Adel ausschlußweise genossen hatte.

Die Rathsstuben der Fürsten wurden den Doktoren der Rechte eröffnet; in den Gerichtshöfen erhielten sie Siz und Stimme; es konnte nichts betagt, vertragen, beurtheilt und entschieden werden, die Doktoren waren denn zuvor darum befragt worden, sie hatten denn zuvor ihre Meinung dahin gestellet, daß die Sache in Rechten begründet, heilsam und wohlgethan sey.

Ihr Ansehen wuchs von Tag zu Tag, aber in gleichem Verhältnisse auch der Widerwille des Adels gegen sie. — Der ehrenveste Ritter wollte sich immer noch nicht ihren Urtheilen unterwerfen, nur deutsche Rechte gelten lassen, nur von ebenbürtigen Männern gerichtet seyn, und doch verstanden die Herren nichts von dem Rechte, nach welchem einmal gesprochen werden sollte, nichts von dem Gange der Geschäfte, welcher nunmehr beobachtet werden mußte.

Aber ihre Vorstellungen waren so dringend, ihre Bemühungen so mannichfaltig, und die Folgen, wenn ihnen nicht in etwas gefugt werden sollte, so bedenklich, daß die Fürsten endlich nachgeben, und auf ein Auskunftsmittel denken mußten, bei welchem die gute Sache doch nicht zu viel verlor, und gleichwohl der Adel beruhigt würde. — Mit Adlichen und Doktoren wurden die Gerichtshöfe zugleich besezt, und daher bis auf den heutigen Tag der Unterschied zwischen gelehrten und adlichen Beisizzern.

Zwei-

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Kaiser Maximilians Urtheil von und über den Adel.

Gleichwohl sah der Adel immer noch scheel, und konnte es dem Bürger nicht vergeben, wenn er sich aus der Dunkelheit emporgearbeitet, durch vieljährigen Fleiß, Anstrengung aller seiner Kräfte, und erlangte treffliche Kenntnisse das Zutrauen seines Fürsten, und durch unerschütterliche Rechtschaffenheit den einstimmigen Beifall seiner Mitbürger zu erwerben gewußt hatte.

So genoß und verdiente Kanzler Kaspar Schlik Kaiser Siegmunds, Albrechts und Friedrichs des dritten völliges Zutrauen, und doch vergaß der Adel nie, daß Kanzler Kaspar Schlik nur eines gemeinen Bürgers Sohn sei, daß keiner seiner Vorfahren güldene Sporen

getra-

getragen hätte*); — selbst nachdem Kaiserl. Majestät ihn in den Reichsritterstand erhoben hatte, meinten die Herren noch immer, der neue Turnierhelm kleide den neuen Reichsritter nicht: freilich sei er auch nicht dazu geschaffen gewesen, ihn auf seinem ministerielleren Nakken zu tragen. —

Trefflich war Kaiser Maximilians Antwort bei einer ähnlichen Gelegenheit.

Die Herren und Ritter machten dem Kaiser darüber Vorstellungen, daß er sich in seiner Canzlei eines Mannes von ganz geringer Abkunft zu Bearbeitung der wichtigsten Geschäfte bediene.

„Warum

*) Auch nach dem Ausdrukke des französischen Adels war der berühmte Kanzler von Frankreich, Michael de l'Hopital, ein Mann aus Nichts, homme de néant. — Er war nemlich der Sohn eines gemeinen Bürgers aus Aiguesperse. — Nichts und Bürgerlich waren mithin beim Adel gleichbedeutende Begriffe.

„Warum thut ihr es nicht?“ antwortete der Kaiser unwillig: „Es hätte euch gebührt, diese Aemter und Arbeit auf euch zu nehmen, und dieselben fleißig zu verwalten. — Ich muß einen geschikten und fleißigen Mann um mich haben, durch den ich meine Geschäfte ausrichten kann: ihr aber fliehet vor solchen Aemtern, darum habe ich diesen Schreiber erwählen und annehmen müssen, der die Arbeit, so an meinem Hofe vorfällt, auf sich nehme, und mir dieselbe ausrichte. Wenn es der Adel nicht thun will, so muß es der Schreiber und Pfaffe thun. Ritter kann ich leichtlich machen; aber solche Männer, die zum Regiment tüchtig sind, und die Arbeit und Last des Reichs tragen können, die kann ich nicht machen.“ —

Drei und dreißigstes Kapitel.

Distinguendum est! —

Jezt erst bemerke ich, wie weit ich mich von dem Hauptgegenstand dieses Büchleins entfernt habe. Ich wollte meinen Lesern gelegentlich etwas über das goldne Zeitalter der Damen sagen, und bin so nach und nach auf die Zeiten zurükgekommen, die wegen ihrer Barbarei und Rohheit unvergeßlich bleiben werden, und von welchen sich leider noch gegenwärtig hin und wieder Spuren auffinden lassen.

Uibrigens wird in unsern Tagen so viel über Rechte der Menschheit, Gleichheit der Stände, Adel und Ahnenstolz gelesen, gedacht, geschrieben und gesprochen, daß es wirklich kein Wunder ist, wenn, bei Bearbeitung einer nur in et-

was damit verwandten Materie, uns das Gehörte und Gelesene wieder beifällt, und wir uns, — oft ohne zu wissen, wie? — veranlaßt finden, auch etwas darüber zu sagen.

Inzwischen erlaubt es weder der Hauptgegenstand dieses Buchs, noch war es auch je meine Absicht, den Grund und Ungrund jener Behauptungen über den Adel, über dessen Nöthig- und Nichtnöthigseyn im Staate, und über die aus dessen dermaliger Existenz für den Staat herfließenden vortheilhaften oder nachtheiligen Folgen, näher zu beleuchten. Einsichtsvolle Männer haben sich bereits dieser wichtigen, einen umfassenden Blik erfordernden Prüfung unterzogen, und durch Zusammenstellung interessanter Begebenheiten aus den frühern und neuern Zeiten den Gesichtspunkt näher zu bestimmen gesucht, aus welchem dieser für die Menschheit und das Wohl des Vaterlandes so wichtige Gegenstand zu beurtheilen seyn möchte.

Bei dieser Gelegenheit erlauben jedoch meine Leser, noch eine Stelle aus den Schriften eines Mannes hinzusezzen zu dürfen, der in seinen wichtigen Verhältnissen, und bei seinem häufigen Umgange mit Fürsten und Herren, allerdings die beste Gelegenheit hatte, die Welt und ihre Verhältnisse kennen zu lernen:

„Jezt thun unsere Junker vom Adel also: Wenn man die bösen schilt, so soll es eine Schandpredigt, Schandbuch, Schandschrift heißen wider den löblichen Adel. Fürwahr eine sehr adeliche Rede ist das, ohne daß sie uns Unrecht thun; denn wir wahrlich den löblichen Adel nicht schelten, noch schänden, sondern für ein theuer, zart Kleinod halten. Aber den schändlichen Adel müssen wir schelten, der sich will unter den Federn des löblichen Adels in seiner Untugend vertheidigen."

„Ein löblicher Adel heißt, der Gott fürchtet, sein Wort ehrt, seinen Fürsten und Herren

treu

treu und gehorsam ist, sein Haus züchtig und ehrlich regiert, seine armen Leute schüzzet, fördert, wo er kann. Ein schändlicher Adel ist, der Gottes Wort verachtet, huret und bubet, stolz und hoffärtig ist, wuchert, arme Leute schindet, Fürsten und Herren untreu und ungehorsam ist; und dieser schändliche Adel ist wohl größer denn der löbliche Adel."

So schrieb Luther über und an den Adel seiner Zeit. —

Aber so auffallend gegenwärtig die Derbheit seines Ausdruks auch immer seyn mag, so stimmt doch der Sinn dieser angezogenen Stelle, in der Hauptsache, ganz genau mit demjenigen überein, was in den Turniergesezzen über die nothwendigen Eigenschaften eines Turnierfähigen festgesezt worden war:

„Wer kezzerischen Glauben hat,
„Verachtet kaiserlich Mandat,
„Wer Frauen schändt, schwächt eine Meid,
„Wer Siegel fälscht und schwört Meineid,
„Wer seinen Herrn läßt in Noth,

„Wer seiner Bettgenossin giebt den Tod,
„Wer bestiehlt Kirchen, Wittwen und Waisen,
„Wer unbesagt thut kriegen und reisen,
„Wer neu Zoll, Meut und Beschwerd aufricht,
„Wer ohne Ehe sizt, oder Ehe bricht,
„Wer Fürkauf, Wucher, Wechsel treibt,
„Wer nicht in edlen Stämmen bleibt
„Mit Heirathen, oder sein Geschlecht
„Nicht von vier Stämmen edel brächt;
„Das sind die zwölf Turnierstük,
„Die der Kaiser ordnet mit Glük."

Merkwürdig ist's, was der Herr von Kozzebue in seinem Buche: vom Adel, im zehnten Kapitel, über die in diesen Turniergesezzen enthaltenen Vorschriften, mit Rücksichtnehmung auf unsre gegenwärtigen Zeiten sagt, — noch merkwürdiger aber in dem Munde eines deutschen Edelmanns die Behauptung:

„Ich wette, daß nach diesen Turniergesezzen wenig Edle im heiligen römischen Reiche turnierfähig sind." —

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Freiheit und Gleichheit.

Nach einer so langen Abschweifung komme ich wieder auf Gent zurük, wo jezt der Geist des Aufruhrs, der Meuterei und der innerlichen Unruhen heftiger, als jemals, wütete, wo keine Partei der andern traute, und wo sich die Französischgesinnten der niederträchtigsten Hülfsmittel bedienten, um die Verwirrung immer grösser, das Elend immer drükkender zu machen; alles in der Absicht, damit die Genter, und mit ihnen ganz Flandern, sich endlich genothdrungen sehen möchten, sich in Frankreichs Arme zu werfen. —

Trauriges Schiksal eines Landes! — unglükliches Volk, bey welchem dieser Geist herrscht! — Die festesten Bande der Verwandtschaft,

die heiligen Bande der Freundschaft, sind aufgelöst. — Kein Bestreben, das gemeinsame Beste zu befördern, keine theilnehmende Liebe, keine Eintracht, keine Ruhe, keine Ordnung findet sich dann mehr. — Jeder macht sein Wohlseyn zum höchsten Gesez, nach welchem sich alles richten, zum Mittelpunkt, auf welchen sich alles beziehen soll.

Und das nennen Thoren Freiheit, — das sei das Ziel, meinen sie, welches zu erreichen sie eifrigst bemüht seyn müßten, — dieser hochbelobte Zustand sei um keinen Preis zu theuer zu erkaufen. — Dann, sagen sie, sei der Mensch zu seinen ursprünglichen Rechten wieder zurükgebracht, dann erst könne er dem hohen, in jedes Menschen Herz tief eingegrabenen Gesezze der Natur: Erhalte dich selbst! — gemäß, dann erst sich in seiner Würde zeigen.

Gefährliches Geschwäz, das der Eigenliebe, dem Stolze, allen Leidenschaften so sehr schmei-

chelt,

chelt, und zu Schritten verleitet, die am Ende in einen Abgrund führen, aus dem keine Rettung mehr möglich ist! —

Die Schlange lauscht unter den Rosen! — Neigt nur einmal eure Ohren diesen Predigern der falschen Freiheit zu, laßt euch nur einmal von ihnen beweisen, daß der Zeitpunkt da sey, wo der Mensch in seine ursprünglichen Rechte wieder eingesezt werden solle, daß dann aller Druk, alles Elend, alles willkührliche Uibel aufhöre, — und ihr befindet euch in einem Labyrinth, aus welchem ihr euch nur mit Mühe heraus finden werdet. — Und wohl euch, wenn dieses noch der Fall ist! — Aber man wird Trugschlüsse auf Trugschlüsse häufen, — man wird eure Einwürfe durch wizzige Antworten widerlegen, — man wird, wenn ihr aus Gefühl des Wahren und Guten immer noch an der Aechtheit jener Vorspiegelungen zweifelt, euch mit mitleidigem Blikke betrachten, die Achseln über euch zukken, euch von eingewurzelten

Vorurtheilen, von der Macht der Gewohnheit, vom Mangel an Scharfblik so viel vorreden, daß ihr doch endlich nachzugeben genöthigt seyn werdet. — Wagt ihr es aber, ihre Behauptungen noch immer in Zweifel zu ziehen, — zeugen eure Aeußerungen noch immer von dem ächten Gemeingeist, beweist ihr euch noch immer als wahre Bürger, durchdrungen von dem Gefühl der Pflicht, den Wohlstand eures Landes als euren eignen betrachten, alle eure Kräfte zu Beförderung desselben nach euern Verhältnissen anwenden, Ruhe, Ordnung und Glükseligkeit befördern, und selbst des Landes Wohl euerm eignen großmüthig vorziehen zu müssen; — dann könnt ihr mit Gewißheit diese lauten Vertheidiger der Freiheit und Gleichheit als eure unversöhnlichsten Feinde ansehen. — Hütet euch vor ihnen, denn sie gehen dann Tag und Nacht damit um, euch zu verderben: sie werden alle ihr Ansehen, allen ihren Einfluß, alle ihre Verbindungen anwenden, euch in Elend,

Schimpf und Schande zu bringen, um euch dadurch ganz außer Stand zu sezzen, ihren eigennüzzigen, boshaften Absichten auf irgend eine Weise entgegen arbeiten zu können.

Und wenn ihr euch gar von ihrem süßen Geschwäz der Gleichheit täuschen laßt, wenn die Bilder der glüklichen Zukunft, wo jeder gleiche Rechte, gleiche Befugnisse, gleiche Freiheit haben soll, eure Einbildungskraft erhizzen, euch hinreißen, diesen glüklichen Zeitpunkt zu vergegenwärtigen, wie sehr werdet ihr euch dann hintergangen sehen! — Wähnt nicht, es sei Ernst um dieses Vorgeben. Es ist blos Lokspeise, euch in ihre Nezze zu ziehen, euch von ihnen abhängig zu machen. — Diese stolzen Präconen der Freiheit und Gleichheit gehen blos darauf um, jedem, der an Stand, Verhältnissen und Ehre über ihnen ist, zu sich herabzuziehen, und sich so nach und nach über alle hinaufzuschwingen. — Wer sich zu ihnen hinaufhe-

ben wollte, würde ihren Stolz aufs äußerste beleidigen. — Sie werden nicht eher ruhen, als bis dieser Nebenbuhler das Opfer seiner Kühnheit und ihres Eigendünkels geworden ist! —

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Herr von Raßinghem verfolgt seinen Plan.

Der Herr von Raßinghem hatte, der mancherlei Schwierigkeiten ohngeachtet, die ihm im Wege standen, und zu denen er durch sein zuweilen unvorsichtiges Betragen selbst Veranlassung gegeben hatte, immer noch nicht den einmal gefaßten Plan, sich einen unmittelbaren Antheil an dem Regiment zu verschaffen, aufgegeben; jene Schwierigkeiten reizten vielmehr seinen Ehrgeiz, und machten sein Bestreben nach diesem sich einmal vorgesteckten Ziele um so lebhafter. —

Inzwischen sah er nun wohl ein, daß die durch das Ableben des Bischofs von Lüttich erledigte vormundschaftliche Stelle ihm nie zu Theil werden würde, — aber es war ihm auch nicht entgangen, daß die französische Partei hauptsächlich seinen Entwürfen entgegen gearbeitet hatte.

Leute von so geringem Stande, dergleichen Rinn und Dereden, und gewissermaaßen auch Koppenolle waren, hatten die Kühnheit gehabt, sich seinen Entwürfen zu widersezzen, hatten über ihn den Sieg davon getragen, über ihn, einen der ersten, reichsten Edelleute des Landes! — Dies war eine Beleidigung, die er ihnen nie vergeben konnte, — die er an ihnen auf das empfindlichste zu rächen sich vorsezte, und wofür er sie nicht härter bestrafen zu können glaubte, als wenn er sie völlig um ihren Einfluß, um ihr Ansehen beim Volke brächte.

Aber auch mit den Vormündern war er äusserst unzufrieden. — Sie hätten ihn kräftiger unterstüzzen, sein Gesuch mehr begünstigen sollen. — Er machte dem Herrn von Borselen darüber die empfindlichsten Vorwürfe, — man ward auf beiden Seiten lebhaft, und die Folge davon war ein völliger Bruch. —

Von diesem Augenblikke verfolgte Raßinghem seinen entworfenen Plan. Auf alle mögliche Weise suchte er sich den Beifall, die Gunst und das Vertrauen des Volks zu verschaffen. Er gab Feste, wo der Aufwand und der Uiberfluß, der dabei herrschte, eben so sehr die Verwunderung reizte, als das gefällige, zuvorkommende Betragen bezauberte, welches der Herr von Raßinghem gegen jeden dabei beobachtete.

Und wenn dann das Volk jauchzte, wenn Freude und Wohlbehagen die Versammlung erfüllte, wenn von allen Seiten Raßinghems Lob erschallte, dann trat er auf, und bat um geneigtes Gehör.

„Mehr,

„Mehr, viel mehr wollte ich für euch, lieben Herren und Freunde, thun," sprach er dann — „wenn es nur in meiner Macht stünde. — Ich wollte mit Freuden mein Gut und Habe, selbst mein Leben, alles, alles dahin geben, wenn ich euch nur glüklich machen könnte." —

„Lieben Herren und Freunde! was ist köstlicher, edler und höher zu achten, als Freiheit? — und was mehr zu fürchten, wem mehr entgegen zu arbeiten, als dem Joche schimpflicher Knechtschaft?" —

„Vergebt mir, daß ich an diesem, der Freude und dem Vergnügen gewidmeten Tage, über dergleichen Gegenstände zu euch spreche. — Aber mein Herz ist zu voll, — ich kann ohnmöglich eine Gelegenheit vorbei lassen, ohne euch stete Wachsamkeit und kluge Vorsichtigkeit dringend anempfohlen, ohne euch gebeten zu haben, die bis jezt durch Standhaftigkeit und

männ-

männlichen, festen Muth erhaltene Freiheit eures Landes noch ferner gegen öffentliche und heimliche Eingriffe zu vertheidigen und zu behaupten."

„Eure anerkannte Tapferkeit, eure kühne Entschlossenheit, eure männliche Verachtung drohender Gefahren bürgen mir zwar im Voraus einen glüklichen Ausgang, sobald sich unsere Feinde gelüsten lassen sollten, uns öffentlich anzugreifen. — Ihr werdet als Sieger vom Schlachtfeld zurükkehren!" —

„Aber weit mehr noch als alle öffentliche Angriffe unserer Feinde, weit mehr noch als die furchtbarsten Heere, die man uns entgegenstellen wird, sind die heimlichen Praktiken zu fürchten, durch welche man unsere Freiheit zu untergraben sucht. — Heimlich, wie die Pestilenz, schleicht dieses landesverderbliche Uebel in unsern Mauern umher, — greift immer weiter um sich, und läßt die traurigsten Folgen vor-

aus-

aussehen, wenn nicht in Zeiten werkthätig gesteuert wird." —

„Lieben Herren und Freunde! es thut mir weh, aber ich muß es sagen, ich darf es euch nicht verhalten: Man täuscht euch, man hintergeht euch!" —

„Durch leere Hoffnungen, durch glatte Worte sucht man euch hinzuhalten; man verspricht euch völlige Freiheit zu verschaffen; und man geht damit um, euch eurer Vorrechte zu berauben, euch unter eine neue, weit drükkendere Herrschaft zu bringen."

„Ich habe euch vielleicht schon zu viel gesagt, ich muß von diesem Augenblikke an für mein Leben besorgt seyn. — Man wird diese Entdekkung nicht ungeahndet lassen, — man wird mich in euern Augen verdächtig zu machen suchen, man wird mich herabsezzen, man wird mir euer Wohlwollen, eure Zunei-

gung

gung zu rauben suchen, — trauriges Schikfal, das meiner wartet!" — —

„Aber bei den bittersten Leiden wird mich der Gedanke trösten, daß ich meine Pflicht als Bürger erfüllt, daß ich euch gewarnet habe, und daß ich blos aus Liebe zu euch, aus Liebe zur Freiheit, das Opfer eurer und meiner Feinde geworden bin." —

Sieben und dreissigstes Kapitel.

Politik der Volksfreunde.

Der Herr von Raßinghem hätte kein treffenderes Mittel zur Beförderung seiner ehrgeizigen Absichten erwählen können. — Seine Warnungen, seine absichtlich nur dunkel gegebenen Winke machten einen gewaltigen Eindruk, blieben für den Augenblik nicht ohne den erwünschtesten Erfolg.

Jede Partei war wider die andere mistrauisch gemacht: der gemeine Haufe unter den Französischgesinnten deutete Rasinghems Reden auf die Vormünder, und auf ihre Bemühungen, unter Herzog Philipps Namen die öffentliche Staatsverwaltung für immer an sich zu reißen; — dies sei, sagten sie, das drükkende Joch, für welches Rasinghem so dringend gewarnt habe. —

Andere, welche mit den Vormündern und ihrem Regiment zufriedener zu seyn Ursache hatten, waren der entgegengesezten Meinung. — Nicht auf die Vormünder, blos und allein auf Frankreichs Bemühungen, sich den immerwährenden Besiz von Flandern zu verschaffen, auf die Machinationen seiner Anhänger und auf das zeitherige Benehmen des französischen Hofs paßten Rasinghems Aeußerungen. — Es läge doch am Tage, daß Frankreich zeither nur mit glatten Worten, nur mit Versprechungen, helfen zu wollen, Flandern hingehalten, aber bis jezt

noch

noch auf keine Weise werkthätige Hülfe geleistet hätte. — Es werde immer deutlicher, immer klärer, welche Absichten Frankreich hege, und der sei wahrlich kein wahrer Vaterlandsfreund, kein guter Staatsbürger, der nicht nach allen seinen Kräften sich diesen bösen Praktiken entgegen sezze! —

Jede Partei behauptete ihre Meinung. — Jeder suchte durch Thatsachen die andere zu widerlegen, — man ward immer lebhafter, — heftiger. — Schon hatten sich einige Anhänger dieser beiden Parteien gegen einander Thätlichkeiten erlaubt; dies vermehrte natürlich die Verbitterung. — Alles kam in Gährung, es war ein völliger Aufruhr zu besorgen.

Raßinghem hatte dieses vorausgesehen, erwartet, seinen Plan zum größeren Theil darauf begründet. — Die Sache sollte bis aufs äußerste kommen, der Aufruhr wirklich ausbrechen, — dann wollte er als Mittelsperson auftreten, erst die Anhänger der Vormünder zu gewinnen

suchen, von ihnen unterstüzt, Koppenollen, Rinnen und Dereden, als die Urheber alles Unglüks, aller Verwirrung, anklagen, und mit Beistimmung des Volks das Urtheil über sie sprechen. —

Gelang ihm dieses, dann war es auch leicht, die Vormünder zu verdrängen, wenigstens sich selbst die Hauptdirektion der Staatsangelegenheiten zu verschaffen, und so das Ziel zu erreichen, das Stolz und Herrschsucht ihm vorgestekt hatten.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Etwas über die bey Beschreibung bürgerlicher Unruhen vorkommenden Schwierigkeiten.

Doch je mehr wir uns bemühen, unsern Lesern ein treues und vollständiges Bild der damaligen Angelegenheiten zu entwerfen, je mehr wir uns bestreben, ihnen die mehr und mehr überhand nehmende Verwirrung, das von Tage zu Tage wachsende gegenseitige Mistrauen, und die immer heftiger werdende Erbitterung der verschiedenen Parteien gegen einander zu beschreiben, und die Unordnungen deutlicher zu machen, welche bei einer solchen Stimmung der Gemüther, und bei der hierbei nothwendig eintretenden Anarchie, statt finden mußten, je mehr überzeugen wir uns von der Unmöglichkeit, un-

ſer Vornehmen ſo, wie wir wünſchen, zur Ausführung zu bringen. —

Der Sturmwind brauſt, und alles, ſo weit wir ſehen können, iſt in Bewegung. — Hoch wirbelt der Staub empor, und verdunkelt den Blik in die Ferne. — Mit Gewalt werden Bäume hin- und hergewiegt, — ſie brechen, oder ſtürzen entwurzelt zu Boden, — nur hundertjährige Eichen vermögen dem Sturm zu widerſtehen. — Aengſtlich ſieht der Landmann dem kommenden Wetter entgegen, er vermag es nicht von ſeinen Saaten abzuwenden, — umſonſt windet er jammernd die Hände; — das Wetter kömmt, und in wenig Augenbliken ſind alle ſeine Hofnungen dahin. — Vergebens bemüht er ſich, den traurigen Vorgang ſo anſchaulich zu erzählen, als er ihn in ſeinem Innern empfindet. — Ihm fehlt der Ausdruk für ſo ſchrekliche Scenen. — Er ſchweigt und zeigt

 ſeuf-

seufzend seine niedergeschlagenen Saaten, seine eingestürzte Wohnung. —

Eben so wenig vermag der Geschichtschreiber die Geschichte bürgerlicher Unruhen in ihrem ganzen Umfange darzustellen. — Die Quellen, woraus er schöpft, sind nicht so reichhaltig. — Schon die gleichzeitigen Historiker bemerkten blos die Hauptveranlassung dieser Unruhen, sezten gemeiniglich nur den Charakter der Häupter der Revolution in ein helleres Licht; und wenn sie wohl auch zuweilen dabey, wie und warum unter solchen Umständen dieses oder jenes Ereigniß so und nicht anders habe statt finden müssen, zugleich mit bemerkten, so entdekt man doch, bei einem sorgfältigen Studio dieser Begebenheiten, mehrere Lükken, aus denen es immer deutlicher wird, daß der gleichzeitige Historiker nicht alle frühere Ereignisse aufgezeichnet habe, welche zu späterhin sich ereigneten wichtigen Vorgängen die nähere Veranlassung gegeben

hat-

hatten. — Manche an sich unbedeutende Aeusserung immer zügelloser werdender Freiheit giebt öfters unter solchen Umständen der Hauptsache eine ganz unerwartete Wendung. — Aber wer vermag im tosenden Waldstrome die Welle wieder zu finden, welche der Sturmwind zuerst emporhob? —

Doch ich glaube meinen Lesern, über die Schwierigkeit, und, ich kann wohl hinzusezzen, Ohnmöglichkeit, bürgerliche Unruhen nach ihrem ganzen Umfange, und mit Bemerkung aller einzelnen dabey statt gefundenen Ereignisse, zu erzählen, nichts weiter sagen zu dürfen. Wichtige in unsern Tagen vorgefallene Begebenheiten beweisen zur Gnüge, wie verkettet der Gang derselben, und wie fast undurchdringlich das Dunkel ist, welches über die geheimen Triebfedern absichtlich verbreitet wird. — Unzuverlässig und unvollständig sind daher schon die Erzählungen von diesen in unsern Tagen, und gleichsam un-

ter unsern Augen, sich ereignenden wichtigen Begebenheiten, aber weit mehr noch von jenen frühern, die wir nur aus der Uiberlieferung kennen, und deren richtige Beurtheilung uns gegenwärtig um so schwerer werden muß, je merklicher sich inzwischen Verhältnisse, Politik, Sitten, Gebräuche, kurz, alle hierbei in Erwägung zu ziehende Umstände verändert haben.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Raßinghems Plan reift der Ausführung entgegen.

Aber traurig, in jeder Hinsicht traurig war die Lage der Angelegenheiten in Gent und zugleich in ganz Flandern.

Jede Partei suchte ihr Uibergewicht auf Kosten der andern zu vergrößern. — Der Vater

war wider den Sohn, — der Sohn wider den Vater. — Die ehrwürdigen Bande des Bluts, die heiligen Bande der Freundschaft waren gelöst. —

Raßinghem wendete alle Künste der Uiberredung an, verschwendete außerordentliche Summen, um die französische Partei zu schwächen, und ihre Anhänger auf seine Seite zu bringen. — In Gent wirkte er selbst, und in die übrigen Städte und Ortschaften sendete er mit gleichen Aufträgen mehrere Personen, auf deren Anhänglichkeit er sich verlassen zu können glaübte.

Vergebens sezten sich Koppenolle, Rinn und Dereden seinen Unternehmungen entgegen, vergebens suchten sie ihn bei den Gentern verdächtig zu machen, vergebens versicherten sie, daß Raßinghem sie täusche, daß seine Absicht lediglich dahin gerichtet sei, um sich die Alleinherr-

schaft zu versichern, und ihnen eben das drükkende Joch aufzulegen, wofür er sie mit so glatten Worten zeither immer gewarnt habe. —

Man traute einmal den Französischgesinnten nicht mehr; man antwortete ihnen, daß man die Schlingen jezt besser als vordem kenne, daß man sich hüten würde, aufs neue in die Fallstricke einzugehen, auf die Raßinghem sie aufmerksam gemacht habe. — Freiheit und Vaterland sei jezt ihr Wahlspruch; beides zu vertheidigen, beides vor Unterdrükkung zu sichern, der feste Entschluß, in dem sie nichts in der Welt wankend machen sollte. —

Vier-

Vierzigstes Kapitel.

Die Vormünder verfehlen den rechten Weg.

Wären die Vormünder jezt mit etwas mehr Mäßigung zu Werke gegangen, hätten sie sich mehr an Rassinghem angeschlossen, und mit ihm gemeinschaftlich der französischgesinnten Partei und ihren Anschlägen entgegen gearbeitet; — Koppenolle, Rinn und Dereden wären, von so verschiedenen Seiten auf einmal angegriffen, nicht im Stande gewesen, sich bei ihrem Ansehen zu behaupten; ihr Einfluß hätte sich vermindert, und sie hätten wahrscheinlich am Ende sich entfernen, oder, wären sie geblieben, die verdiente Strafe ihrer Uibelthaten leiden müssen.

Aber die Vormünder waren auf Raßinghems mehr und mehr wachsenden Einfluß viel zu eifersüchtig, als daß sie dieses Mittel, wodurch die allgemeine Ruhe und Wohlfahrt am ersten wieder herzustellen gewesen wäre, hätten ergreifen sollen. — Sie warnten vielmehr das Volk, sich nicht einem Manne anzuvertrauen, dessen Pläne höchst gefährlich wären, und der lediglich, Herzog Philippen den Besiz von Flandern zu entreißen, und unter irgend einem Vorwand sich die alleinige Herrschaft zu versichern, beabsichtige. — Nur Herzog Philippen, und ihnen, seinen erwählten und bestätigten Vormündern, hätten die Flandrer Gehorsam und Treue zu leisten. — Wer sich dessen entziehe, wer Mistrauen wider die ordentliche Obrigkeit zu erregen suche, wer sich eine besondere Partei verschaffe, und durch Geld und andere Mittel Anhänger erkaufe, sei ein Aufrührer, müsse als ein solcher angesehen, und zur verdienten Strafe gezogen werden. — Raßinghem

hem habe sich dieser Vergehungen gegen seinen Herrn, Herzog Philippen, schuldig gemacht, habe bei den gegenwärtigen gefährlichen und bedenklichen Zeitläuften das gegenseitige Mißtrauen noch zu vermehren gesucht, und durch Erregung innerlicher Unruhen das Vaterland in große Gefahr gebracht. — Jedem treuen Bürger liege daher ob, ihm entgegen zu arbeiten, und so den Plan zu vereiteln, den er zum Verderben des Landes entworfen habe, — ja es sei die Pflicht eines treuen, seinen Fürsten und sein Vaterland aufrichtig liebenden Bürgers, alles, was ihm von Raßinghems Unternehmungen und seinem Plane bekannt sey und noch bekannt werden werde, sofort anzuzeigen, um dadurch die Vormünder in den Stand zu sezzen, zu völliger Sicherstellung der gemeinen Landeswohlfahrt die zwekdienlichsten Maaßregeln treffen zu können. —

Ein=

Ein und vierzigstes Kapitel.

Raßinghem sinkt.

Diese durch öffentliche Anschläge in ganz Flandern bekannt gemachten Ermahnungen machten einen außerordentlichen Eindruk. — Raßinghem hatte nie geglaubt, daß die Vormünder sich gegen ihn einen solchen Schritt erlauben, und ihn ohne alle Schonung für einen Feind des Vaterlandes erklären, und ihre eigene Sache zur Sache des ganzen Landes machen würden. Dieser Streich kam ihm zu unerwartet, er war darauf zu wenig vorbereitet, als daß er sofort die nöthigen Maaßregeln hätte fassen, und durch eine zwekmäßige, ebenfalls öffentlich bekannt zu machende Gegenerklärung den Eindruk hätte vermindern können, den die Vormünder durch ihren Anschlag bereits gemacht hatten. —

Gleichwohl hatten seine Anhänger dieses erwartet: — allein da sie mehrere Tage vergeblich auf die Erscheinung einer Gegenerklärung harrten, da seine Unentschlossenheit, und, so sehr er es auch zu verbergen suchte, seine Verlegenheit immer bemerklicher wurde, — und keine von allen den Versprechungen in Erfüllung ging, die er ihnen vordem wiederholt gegeben hatte, da wurden sie schüchtern. — Man kam seltener in seine Wohnung, — bald vermied man ihn, wenn er sich ja noch in der Stadt, und bey öffentlichen Zusammenkünften sehen ließ, und statt daß sonst mehrere Hundert ihn umgaben, wenn er seine Wohnung verließ, statt daß er sonst mit den schmeichelhaftesten Namen, Freund des Volkes! Retter des Vaterland's! — Freiheitsbeschützer! — von *allen* Seiten begrüßt wurde, so begleiteten ihn jezt nur einige wenige, die, durch Geschenke und Wohlthaten erkauft, ihm nur so lange den Hof machten, als er ihre Habsucht befriedigte. —

Zwei=

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Frankreich wirkt.

Wir wünschten unsern Lesern eine getreue Darstellung der geheimen Machinationen mittheilen zu können, durch welche dieser schnelle Wechsel des Glüks, dieses plözliche Herabsinken von einer Höhe, auf welche in einem monarchischen Staate ein Privatmann nur immer gelangen kann, bewirkt wurde. — Allein dies ist einer von den Fällen, von und über welchen wir im Vorhergehenden bereits gesprochen haben. — Personen, welche über dergleichen wichtige Ereignisse die beste Auskunft geben könnten, und welche den großen Plan entweder selbst entworfen, oder doch wenigstens an dessen Ausführung unmittelbaren Antheil nahmen,

hü-

hüten sich gemeiniglich, über die Mittel, deren sie sich hierbei bedienten, über die Wege, die sie einschlugen, ein helleres Licht zu verbreiten. — Ihnen liegt gar viel daran, daß dieses alles in einem ewigen Dunkel bleibe. — Und wenn auch zuweilen der Geschichtschreiber, aus den concurrirenden Umständen, einige Erläuterungen über die Hauptbegebenheit mitzutheilen wagt; so ist und bleibt es doch immer nur Vermuthung, deren Grund er nicht zu verbürgen vermag.

Auch bei der vorliegenden Begebenheit findet die nemliche Dunkelheit statt. — Raßinghems Ansehen, Einfluß und Gewalt verminderte sich, sobald die Vormünder die vorgedachten Anschläge erlassen, in selbigen die Flandrer zu fortdauernder Treue und Ergebenheit gegen Herzog Philippen ermahnet, und für Raßinghem als einen Aufrührer gewarnt hatten.

Doch wissen meine Leser, wie eingeschränkt der Einfluß der Vormünder auf das Volk und besonders auf die Bürger von Gent war, wie sehr sie sich im Ganzen genommen nach dem Willen der Französischgesinnten richten, und wie vorsichtig sie sich benehmen mußten, wenn sie sich nicht compromittiren, und, ihren früher gefaßten Beschlüssen zuwider, die Vorschläge der französischen Partei am Ende doch noch zur Ausführung gebracht sehen wollten.

Ist es daher wohl wahrscheinlich, daß die Vormünder allein jene schnelle Veränderung bewirken konnten? — und ist es nicht vielmehr glaublich, daß Raßinghems Fall das Werk der französischen Partei war? —

Frankreichs Anhänger waren ja auf einmal gestürzt, sobald Raßinghems Plan zur Ausführung kam, sobald es ihm gelang, sich des völligen Zutrauens des Volks zu versichern. —

Wer

Wer vermochte sie dann für den Augenblik vor allen den gefährlichen Folgen zu schüzzen, die auf den Fall mit Gewißheit vorauszusehen waren? — Ein schneller Entschluß war jezt nöthig. — Ohne Verzug mußten treffende Maaßregeln genommen werden, durch welche die Gefahr von ihnen ab- und auf den Urheber derselben, auf Raßinghem, geleitet wurde: er mußte fallen, wenn sie ihren Plan weiter verfolgen und zur Ausführung bringen, er mußte ganz außer Stand gesezt werden, ihnen zu schaden, wenn sie nicht für ihre eigene Sicherheit gefährdet seyn wollten.

Aber wie und auf welche Weise dies alles geschahe, welcher Mittel sie sich hierbei bedienten, welche Wege sie einschlugen, um zu dem intendirten Zwekke, und zwar so schnell zu gelangen, als es wirklich der Fall war, darüber können wir unsern Lesern keine nähere Erläuterung mittheilen. — Nur so viel lehrt uns die Geschichte, daß der Erfolg ihren Absichten völ-

lig entsprach, daß Raßinghem in wenig Tagen alle sein Ansehen, und seinen Einfluß bei den Gentern völlig verlor, und daß seine Emissairs in den übrigen Städten und Ortschaften in kurzem eben so verspottet, verachtet und mit Schimpf zurükgewiesen wurden, als man sie noch vor wenig Tagen mit zuvorkommender Achtung empfangen, und, ihre Vorschläge und Anweisungen genau zu befolgen, wiederholt versprochen hatte.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Raßinghems lezter Versuch.

Jezt erkannte der Herr von Raßinghem die bedenkliche Lage seiner Verhältnisse, aber seine Entwürfe gab er darum immer noch nicht auf. — Er wollte noch einmal zu den Bürgern von Gent sprechen, mit aller Macht der Beredsamkeit

keit sie vor der Gefahr warnen, die ihnen bevorstünde, — noch einmal versuchen, ob er der französischen Partei den tödlichen Streich versezzen könnte, den er ihr zugedacht hatte.

In der Herberge zu den drei Lilien versammelten sich, wie meinen Lesern noch erinnerlich seyn wird, die Bürger von Gent, sobald sie über gemeinschaftliche Angelegenheiten sich besprechen wollten. Raßinghem hatte hier mehrmalen zu ihnen geredet, hatte an diesem Orte noch vor wenig Tagen die schmeichelhaftesten Zusicherungen ihrer völligen Ergebenheit, ihres unbegränzten Zutrauens erhalten; — absichtlich wählte er daher dieses Haus; er rechnete darauf, daß unter solchen Umständen seine Rede gewiß Eindruk machen, nicht ohne den gehoften Erfolg bleiben würde. —

Aber er betrog sich. — Man schien ihn kaum zu bemerken, als er in den Saal trat, — man achtete nicht darauf, als er wiederholt um gefälliges Gehör bat; — und als er endlich

zum Sprechen gelassen wurde, herrschte so wenig Stille, so wenig Aufmerksamkeit, daß nur die ihm zunächst Stehenden von seiner Rede etwas vernehmen konnten, — und auch diese wurden nicht von dem überzeugt, was er mit allem Feuer der Beredsamkeit ihnen ans Herz legte. — Man unterbrach ihn mehrmalen, — man machte ihm bittere Vorwürfe, man beschuldigte ihn selbst der gefährlichsten Absichten. — Er vertheidigte sich; — man ward noch heftiger, man nahm nicht mehr Rüksicht auf seinen Stand, auf sein vordemiges Ansehen, man vergaß alle Schonung. -- Man sagte ihm geradezu, daß man nicht gemeinet sey, sich von ihm durch glatte Worte länger hinhalten zu lassen, daß alle seine heimlichen Entwürfe entdekt wären, daß man seiner Herrschsucht, seinem Stolze nicht länger fröhnen wollte, kurz, daß man ihn für einen Feind des Vaterlandes, für einen gefährlichen Mann halte. —

Eine solche Behandlung hatte Raßinghem nicht erwartet. — Seine Gegenwart des Geistes verließ ihn in diesen Augenblikken. — Sein Stolz war aufs äußerste gekränkt, seine Herrschsucht aufs empfindlichste gedemüthigt. — Er vermochte kein Wort mehr zu seiner Vertheidigung zu sagen.

Fast ohne Bewußtseyn verließ er die Versammlung. — Niemand begleitete ihn, denn selbst diejenigen, welche mit ihm gekommen waren, traten jezt zurük.

Es war schon sehr dunkel, als er aus der Versammlung nach seiner Wohnung zurükeilte. Er hatte sich in seinen Mantel gehüllt, sein Barett tief in die Augen gedrükt, — um ihn her war tiefe Stille, in ihm wütete der Sturm empörter Leidenschaften.

Nicht fern von seiner Wohnung hörte er hinter sich ein Geräusch, — er achtete es nicht, — aber bald kam es ihm näher, — er wendete sich, und in dem Augenblikke fühlte er sich von

hinten zu verwundet. — Diese Wendung war ein Glük für ihn; — der Stoß würde sonst tödlich gewesen seyn, jezt ward er eine blose Fleischwunde. —

Sich verwundet fühlen, und den Degen zu seiner Vertheidigung ziehen, war eins. — Aber der Meuchelmörder entfloh, und Raßinghem fand nicht für gut, ihn weiter zu verfolgen, zumal da seine Wunde ihn sehr zu schmerzen anfing. — Er eilte vielmehr so schnell als er konnte seiner Wohnung zu. — Die Wunde war, wie schon gesagt, nicht gefährlich, und hatte, da man sogleich die nöthigen Mittel anwendete, keine nachtheiligen Folgen.

Doch dieser Vorgang öfnete Raßinghem die Augen vollkommen. — Er überzeugte sich, daß er, wenigstens vor der Hand, nicht im Stande sei, seinen Plan auszuführen, daß seine Gegner zu mächtig wären, und gewiß nicht eher ruhen würden, als bis sie ihn völlig aus dem Wege geräumt hätten. — Er hielt es für

das rathsamste, sich jezt so schnell als möglich von einem Orte zu entfernen, wo alles wider ihn aufgebracht, und er seines Lebens selbst nicht mehr sicher war. —

Wirklich verließ der Herr von Raßinghem wenige Stunden nachher die Stadt, und begab sich auf eines seiner Schlösser, wo er, vor allen Nachstellungen völlig gesichert, sich aufs neue mit Plänen beschäftigte, von denen wir in der Folge ausführlich zu sprechen Gelegenheit haben werden.

Seine Entfernung von Gent ward jedoch sogleich nicht bekannt. — Man vermißte ihn zwar auf den öffentlichen Plázzen, in den Versammlungen, — aber der große Haufe glaubte, er zöge sich blos zurük, um sich die Beschämung über das Mislingen seiner Pläne zu ersparen. — Einigen mochte jedoch die nähere Veranlassung zu seiner so schnellen Entfernung nicht so ganz unbekannt seyn. — Sie erkundigten sich unter der Hand in seiner Wohnung nach seinem Be-

 finden,

finden, und ob ihm vielleicht ein unangenehmer Zufall zugestoßen sei, der ihn verhindere, sich in den Versammlungen zu zeigen? — Und als es nachher bekannter wurde, daß er auf eines seiner Schlösser zurükgekehrt sei, da konnte man sehr deutlich auf den Gesichtern dieser Herren das Misvergnügen bemerken, welches diese Nachricht ihnen verursachte. —

Vier und vierzigstes Kapitel.

Die Flandrer werden mit geistlichen Waffen angegriffen.

Durch Raßinghems Entfernung gewann jedoch die gute Sache ganz und gar nichts. — Es war zwar nunmehr eine Partei weniger, — es schien sogar, als wenn man sich von nun an lediglich der Leitung der Vormünder überlassen, und keinen Insinuationen, sie möchten

auch

auch herkommen, wo sie immer wollten, mehr Gehör geben wollte; — selbst die Häupter der französischgesinnten Partei sprachen jezt mit mehrerer Achtung von dem vormundschaftlichen Regimente, und ermahnten bei jeder Gelegenheit zur Eintracht, als dem einzigen Mittel, wodurch, bei den nunmehr immer gefährlicher werdenden Zeitläuften, die Wohlfahrt des Vaterlandes erhalten, die Freiheit gesichert, und den Machinationen der innern und äußern Feinde am kräftigsten entgegen gearbeitet werden könnte: — aber Galle war in ihren Herzen, Honig auf ihren Lippen. — Das Zusammentreffen mehrerer bedenklicher Umstände veranlaßte sie, sich blos für den Augenblik etwas nachgiebiger zu betragen, um auf diese Weise die widrigen Folgen zu vereiteln, oder wenigstens zu vermindern, welche bei der gegenwärtigen Constellation der politischen Angelegenheiten für ihre Partei allerdings zu besorgen waren.

Maximilians schon früher gefaßter Entschluß, die Flandrer für ihre Widersezlichkeit zu züchtigen, seinen Sohn aus der Gefangenschaft zu befreien, und sich mit Gewalt in alle seine Gerechtsame und Befugnisse einzusezzen, reifte jezt mehr und mehr zur Ausführung. — Sein ohnedem schon ansehnliches Heer wurde noch beträchtlich vermehrt, einzelne Corps rükten näher an die flandrischen Gränzen. — Noch einmal waren die Flandrer zur Unterwerfung aufgefordert worden, aber diese Aufforderung war viel ernster als alle vorhergehende; man sahe deutlich, daß er jezt nicht länger seinen Unwillen zurükhalten, daß er nunmehr gewiß seine Drohungen in Erfüllung bringen würde.

Aber nicht blos durch das Schwerd, auch mit geistlichen Waffen sollten die Flandrer angegriffen, bekämpft werden: — Pabst Sixtus der Vierte ermahnte die Stände mit väterlichem Ernst, sich nicht länger dem Erzherzog

zu widersezzen; er stellte ihnen das unausbleibende Unglük vor, das sie auf diese Weise über ihr Vaterland bringen würden. —

„Nicht also, geliebte Söhne, schrieb der heilige Vater in seinem Breve, — nicht also! — Prüft vielmehr mit kalter ruhiger Uiberlegung die Gründe, aus welchen unser geliebter Sohn, Erzherzog Maximilian, von euch Treue, Gehorsam und Nachgiebigkeit verlangt, und ihr werdet euch von der Unrechtmäßigkeit eurer Behauptungen, und von eurer Obliegenheit, seinen billigen Forderungen Gnüge zu leisten, vollkommen überzeugen."

„Vor allen Dingen aber ermahnen wir euch mit väterlichem Ernst, jenen Friedensstörern und Aufwieglern nicht ferner Gehör zu geben, welche durch vorgebrachte Scheingründe, und vielfältig gebrauchte Künste, wie uns hinterbracht worden, euch aufs neue irre geleitet haben. — Sie verstehen sehr wohl hierbei ihren eigenen Vortheil: denn sie erlangen auf

diese

diese Weise unter euch ein Ansehen, zu welchem sie außerdem nie gelangt seyn würden, aber sie führen euch ins Verderben. — Und ob sie wohl zu seiner Zeit für diese ihre Bosheiten und Missethaten die gebührende Strafe leiden, und ihre Namen mit ewiger Schande werden gebrandmarkt werden, so würdet ihr doch ohne Rettung euch und euer Land in das äußerste Unglük stürzen, wenn ihr jene Verführer noch länger unter euch dulden, ja wohl gar ihnen euer Vertrauen fernerhin schenken wolltet." —

„Schon ist die Axt dem Baum an die Wurzel gelegt: wenn er nicht Früchte des Gehorsams, der Folgsamkeit und der gebührenden Treue bringt, so wird er abgehauen und ins Feuer geworfen. — Alles Unglück wird euch treffen, — euer Wohlstand wird dahin sinken, euer Handel und Gewerbe wird aufhören, ihr werdet denen zu Tyrus und Sidon gleich werden: eure Städte werden zerstört, eure Wohnungen werden verbrannt, eure Söhne und

Töchter

Töchter hinweggeführt, ihr selbst ein Spott eu-
rer Feinde und aller Welt zur Verachtung wer-
den.“ —

Doch dieses Bruchstük mag genug seyn! —
Wir bemerken nur noch, daß der heilige Vater
wiederholt und mit Ernst auf völlige Unterwer-
fung, auf Herzog Philipps sofortige Ausant-
wortung an den Erzherzog drang, — daß er
den Flandrern im Weigerungsfall, außer dem
gänzlichen Verfall ihres Landes, den Zorn des
Himmels ankündigte, und ihnen sogar drohte,
sie mit Bann und Interdikt zu belegen, wenn
sie seinen väterlichen Ermahnungen nicht sofort
die gebührende Folge leisten würden.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Bann und Interdikt!

Bann und Interdikt! — erschütternde, nie-
derdonnernde Worte, vor deren traurigen Fol-
gen

gen keine Gewalt, keine Macht, kein Verhältniß schüzzen konnte! —

Könige zitterten vor diesem gewaltigen Machtspruch des Knechts aller Knechte; — die Grundveste ihres Throns wurde erschüttert, ihre Kronen wankten, selbst ihr Leben war in Gefahr, sobald der Statthalter Christi den Fluch über sie ausgesprochen, sie aus der Kirche gestoßen, und selbst der künftigen Glückseligkeit auf ewig für verlustig erklärt hatte. —

Unglüklicher Kaiser Heinrich! — du fühltest die schreklichen Folgen dieses gewaltigen Machtspruchs in ihrem ganzen Umfange. — Schimpflich mußtest du zu Canossa um Gnade, um Erbarmung, um Vergebung flehen. — Indeß der stolze Hildebrand im Arm seiner Bulerin schwelgte, seiner Schandthaten sich freute, — kämpftest du mit Hunger, Kälte, und den peinigenden Gefühlen deiner Schande. — Umsonst wendetest du dein mattes Auge nach dem Fenster, aus welchem Hildebrand auf dich herab

sahe,

sahe, umsonst flehtest du um Erlösung, um Vergebung — er spottete deiner, und kehrte triumphirend zu seiner Bulerin zurük. — Drei Tage, drei Nächte warst du der Gegenstand seines Spottes, — der schimpflichsten Behandlung preis gegeben, — dann erst erhieltest du Verzeihung, aber unter Bedingungen, welche die Wunden aufs neue aufrissen, die man dir so eben geschlagen hatte. —

Und noch war der heilige Stuhl nicht versöhnt, — du solltest den bittern Kelch ganz ausleeren, den man für dich bereitet hatte! — Auch dein Vaterherz sollte zerrissen werden, dir sollte erst das schmerzliche Gefühl des schwärzesten Undanks werden, ehe du dein müdes Haupt niederlegtest. — Dein einziger Sohn ergriff wider dich die Waffen, raubte dir Krone und Scepter, und stieß dich armen, alten, schwachen Mann ins Gefängniß. —

Endlich fandest du beim Himmel das Erbarmen, das Menschen, das dein eigener Sohn

dir

dir versagt hatte; — die sehnlich erflehte Stunde erschien, — du neigtest dein Haupt und verschied'st. —

Aber auch nach dem Tode wartete neue Beschimpfung auf dich. — Der Körper des Verbannten, des Verfluchten durfte nicht in heiliger, geweihter Erde ruhen: er ward ausgegraben, und fand erst spät im mütterlichen Schoos der Erde seine Ruhestatt. —

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Des heiligen Vaters Ermahnungen machen Eindruk.

Bei dem damals noch allgemein herrschenden Vorurtheil: daß alles, was der heilige Vater in Rom gebunden habe, auch im Himmel gebunden sei, und so lange gebunden bleibe, bis der Zorn des Statthalters Christi durch unbe-

dingten Gehorsam wiederum versöhnt worden wäre, — mußte das päbstliche Breve in Flandern allerdings einen sehr erschütternden Eindruk machen.

Die flandrischen Stände, und mit ihnen die Vormünder, befanden sich hierbei in einer sehr gespannten Lage; — wollte man auf dieses Breve gar nichts thun, die Sache aufs äußerste kommen lassen, so waren mit Gewißheit die traurigsten Folgen voraus zu sehen, — und wollte man diese vermeiden, so mußte man dem päbstlichen Verlangen Gnüge leisten, mithin den ganzen, zeither mit so vieler Hartnäkkigkeit behaupteten Plan auf einmal aufgeben, Maximilians Obervormundschaft anerkennen, und sich zu Herzog Philipps Ausantwortung verstehen. —

Die Vormünder, und mit ihnen die Stände, nahmen diese wichtige Angelegenheit in reifliche Uiberlegung; mehrere Conferenzen wurden angestellt, — aber das Resultat war und blieb

immer, daß die Lage der Sachen dermalen ohnstreitig weit bedenklicher und gefährlicher, als jemals, sei, — und daß man sich noch nicht im Stande befände, einen endlichen und bestimmten Entschluß zu fassen. —

Und doch machten concurrirende Umstände diesen endlichen Entschluß immer dringender. —

Nicht nur in Gent, sondern in ganz Flandern hatte sich die Nachricht von der Einlangung eines päbstlichen Breve's, und von den darinnen enthaltenen Drohungen verbreitet. — Man zitterte bei dem Gedanken, daß diese bei fortgesezter Weigerung in Erfüllung gehen, daß der heilige Vater seine Bannflüche aussprechen, und daß dann der Himmel durch Unsegen alle die Verwünschungen ratihabiren möchte, womit sein Statthalter auf Erden so ernstlich und widerholt ganz Flandern bedroht hatte. —

Besonders ließen die geistlichen Herren diese Gelegenheit nicht unbenuzt, das Volk von der, dem heiligen Vater in solchen Fällen zustehenden

uneingeschränkten Gewalt über Könige und Länder, recht lebhaft zu überzeugen, und selbiges zugleich zur genauesten Erfüllung der päbstlichen Vorschriften ernstlich zu ermahnen. — Sie sahen voraus, daß, wenn einmal der Bannfluch über Flandern ausgesprochen seyn würde, die Flandrer sich Maximilians Forderungen nicht länger widersezzen könnten, und in alles würden willigen müssen, was er von ihnen verlangte. — Sie hielten es daher für rathsam, in Zeiten seine Partei zu ergreifen, zumal da bei der Befolgung dieser Maaßregeln das Ansehen der Kirche gewann, die Gewalt des heiligen Stuhls, Machtsprüche in dergleichen Angelegenheiten zu ertheilen, noch mehr Bestätigung erhielt, und mittelbar dabei zugleich ihr individueller Vortheil mehr und mehr befördert ward.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Für den Erzherzog scheint die Sache eine günstige Wendung nehmen zu wollen.

Jezt schien der Zeitpunkt gekommen zu seyn, wo Maximilian seine Forderungen erfüllt sehen sollte.

Das Volk drang fast mit Ungestüm auf eine Aussöhnung mit dem Erzherzog. — Aus den mehresten Städten wurden Abgeordnete nach Gent gesendet, um den Vormündern die Gefahr, das Unglük und das unausbleibende Elend vorstellig zu machen, welches sie über das Land bringen würden, sobald sie sich länger weigerten, den ernsten Ermahnungen des heiligen Vaters Folge zu leisten. —

Auch die Bürger von Gent wurden jezt über den Ausgang verlegen, den ihre Angelegenheiten doch noch nehmen möchten. — Man sprach

von

von Vergleichsvorschlägen; man drang darauf, daß so bald als möglich einige von den flandrischen Herren an den Erzherzog abgesendet werden möchten: wäre der Bannfluch einmal ausgesprochen, so müsse man sich am Ende doch auf Gnade und Ungnade ergeben. —

Die flandrischen Herren sahen die Gefahr, die ihnen und dem ganzen Lande bevorstand, sobald sie sich nicht dem päbstlichen Breve folgsam bewiesen, sie fanden kein anderes Auskunftsmittel, als Unterwerfung, — aber sie konnten sich hiezu nicht entschließen: sie verloren in beiden Fällen zu viel, und in Hinsicht ihrer persönlichen Verhältnisse, ihres Ansehns, ihrer Macht und Gewalt alles, sobald Maximilians Oberherrschaft anerkannt werden mußte.

Das Volk murrte; aber sie blieben standhaft auf ihrem Entschluß. — Das Volk drohte, sich unmittelbar an den Erzherzog verwenden zu wollen. — Man müsse sich das gefallen lassen, war ihre Antwort, — aber sie würden

nie ihrer Freiheit entsagen, nie ihre Einwilligung zu einem Schritte geben, der sie auf ewig mit Schande und Verachtung brandmarken würde.

Das gegenseitige Mistrauen nahm mehr und mehr zu. — Das Volk machte den Vormündern und dem Adel die bittersten Vorwürfe: es werde nun immer deutlicher, daß der Adel nur seinen Stolz und seinen Ehrgeiz befriedigen wolle; um das Beste des Landes bekümmere man sich nicht, wenn man nur herrschen, nur alle Gewalt an sich bringen könne: — Flandern habe unter der vormundschaftlichen Regierung nichts gewonnen, Unruhe und Zwietracht habe seitdem nicht aufgehört, Handel und Gewerbe wären gesunken: — unter Maximilians Regiment befänden sich die übrigen Provinzen weit glüklicher; dort herrsche Ruhe und Eintracht, — Handel und Gewerbe blüheten. — Aber der Erzherzog führe auch das Regiment allein, und regiere gut und löblich: hier hingegen solle man Mehrern gehorchen, und Keinem

läge doch das Wohl des Landes am Herzen; alle suchten nur ihren eigenen Vortheil zu befördern, — ihre Herrschsucht zu befriedigen. —

Werden es meine Leser wohl glauben? Koppenolle, Rinn, Dereden, kurz, die Häupter der französischen Partei waren hierbei auf der Seite des Volks, sie drangen am meisten auf einen Vergleich mit dem Erzherzog, sie äußerten laut, daß man unter zwei Uibeln das geringere wählen, und wenigstens etwas zu erhalten suchen müsse, wenn man außerdem alles zu verlieren in Gefahr sei.

So vernünftig diese Aeußerung auch immer war, so wünschten doch die französischen Herren nichts weniger, als eine Aussöhnung mit dem Erzherzog. Ihre Absicht war blos, sich auf diese Weise das Zutrauen des Volks wieder zu verschaffen, dessen sie sich bei Raßinghems Entfernung auf einige Zeit freiwillig entäußert hatten. — Sie waren damals ganz auf die Seite der Vormünder getreten, und hatten, da

zwischen diesen und dem Volke doch nicht immer das beste Einverständniß herrschte, zu manchem stille geschwiegen, manches geschehen lassen, wodurch das Ansehen und die überwiegende Gewalt der Vormünder allerdings vermehrt worden war. —

Jezt hatten sie ihre Absichten erreicht; Rassinghem war außer Stand gesezt worden, ihnen zu schaden; die Bewegungsgründe, sich den Vormündern gefällig zu bezeigen, hatten mithin gänzlich aufgehört. — Länger den Vormündern freie Hand zu lassen, war auf jeden Fall bedenklich. Der Vortheil ihrer Partei und ihr eigenes Interesse machte es nöthig, nunmehr die Maske wieder abzunehmen, und sich aufs neue das Ansehen und den Einfluß bei dem Volke zu verschaffen, dessen sie sich vordem zu erfreuen gehabt hatten, und wodurch sie alles nach dem Willen des französischen Hofs zu veranstalten im Stande gewesen waren.

Gleich-

Gleichwohl fanden sie es aus mehrern Hinsichten bedenklich, ohne besondere und scheinbar gültige Veranlassung mit den Vormündern zu brechen; — die gegenwärtig sich darbietende Gelegenheit war ihnen daher um so erwünschter: das Volk mußte jezt wieder Zutrauen zu ihen bekommen, da sie auf die Erfüllung seiner Wünsche drangen, und die Vormünder hatten nicht die geringste Ursache, ihre Absichten beim Volke verdächtig zu machen, da sie ja blos Wiederherstellung der Ruhe, und eines guten Vernehmens mit dem Erzherzog verlangten. —

Acht und vierzigstes Kapitel.

Neue Schwürigkeiten.

Der wieder statt findende Einfluß der französischen Partei in die flandrischen Angelegenheiten ward den Vormündern sehr bald spürbar; —

 ihre

ihre Vorschläge fanden jezt überall Schwürigkeiten, Widersprüche, — keiner ihrer Pläne kam zur Ausführung. — Sie erkannten ihren Fehler, aber es war nun zu spät, ihn zu verbessern; — sie hatten die Gelegenheit einmal vorbei gelassen, diese Partei zu unterdrükken, und waren überdem noch unvorsichtig genug gewesen, den Häuptern derselben manche Blöse zu geben, die jezt zu ihrem großen Nachtheile von Koppenollen und den übrigen Herren absichtlich benuzt wurde.

Daß es übrigens den Anhängern des französischen Hofs ganz und gar kein Ernst um die projectirte Aussöhnung der Flandrer mit Erzherzog Maximilian war, werden meine Leser bereits bemerkt haben. — Inzwischen hätte doch die Sache, ganz wider ihren Willen, bald eine ernsthaftere Wendung genommen, und nur durch ihre Schlauheit konnte der Vergleich noch verhindert werden, den man in dieser Absicht zu schließen so eben im Begriff war.

So wenig sich auch anfänglich die Vormünder, und mit ihnen die mehresten Stände, zu einer Aussöhnung mit dem Erzherzog, und zu Eingehung gewisser Bedingungen verstehen wollten, in der Erwartung, daß Frankreich das neuerlich gegebene, und gegenseitig bestätigte Versprechen, Flandern wider alle Angriffe des Erzherzogs kräftigst schüzzen zu wollen, nicht unerfüllt lassen würde, so sahen sie sich doch am Ende durch die wiederholten dringenden und sehr bestimmten Aeußerungen des Volks genöthigt, hierinnen nachzugeben. — Man war also darinnen einverstanden, daß ein Vergleich mit dem Erzherzog statt finden dürfte und möchte, — aber die gegenseitigen Bedingungen, unter welchen diese Aussöhnung statt finden, und die Art und Weise, wie der Vergleich abgeschlossen werden sollte, mußte noch erst näher bestimmt und festgesezt werden.

Dies war aber nicht so leicht. — Ehrgeiz, Stolz, Herrschsucht und Privatabsichten kamen

hierbei

hierbei ins Spiel. — Die mehresten Herren verloren zu viel dabei, wenn sich die gegenwärtige Regierungsform veränderte, wenn Maximilian, als Obervormund seines Sohnes, das Regiment erhielt. Alles, was schon mehrmalen zum Nachtheil des Erzherzogs gesagt und behauptet worden war, wurde jezt wieder vorgebracht. — Man beschuldigte ihn, daß er die Einkünfte der niederländischen Provinzen den Deutschen und Burgundern zu verschwelgen gebe, — nur allein diese Ausländer in der Absicht zu Ehren und Aemtern befördere, um sich dadurch ihrer Treue und Anhänglichkeit mehr und mehr zu versichern, — um sich ihrer bei Ausführung seines Plans, eine unumschränkte Herrschaft sich zu verschaffen, desto zuversichtlicher bedienen zu können. — Nicht als freie Männer, — nein, als Leibeigne, als Sklaven würden die Flandrer von ihm behandelt! — Uiberdem sei es der Landesverfassung zuwider, und sogar gefährlich, dem Erzherzog die Erziehung seines Sohnes

nes anzuvertrauen; — Erzherzog Maximilian sei Herzog Philipps Erbe, und unter solchen Umständen auf keine Weise rathsam, das junge Herrlein seinem Vater verabfolgen zu lassen. —

Und welche Erziehung werde er denn am Hofe seines Vaters erhalten? — Zum hochgelahrten Meister werde er ihn wohl bilden lassen, aber nicht zum guten, löblichen Regenten, — und wer würden seine Hofmeister seyn? — Deutsche und Burgunder, — die abgesagtesten Feinde der Flandrer. — Den niederländischen Ständen könne und dürfe die Erziehung und Vormundschaft des jungen Herrleins nicht entnommen werden, wenn anders Philipp sich einst des Namens seines großen Ahnherrns würdig erzeigen solle.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Neue Hofnung zur Aussöhnung.

Die Bürger von Gent hatten dergleichen Urtheile über den Erzherzog schon zu oft gehört, hatten sie in frühern Zeiten mehrmalen selbst geäußert. — Sie machten daher gegenwärtig keineswegs den Eindruk, den der flandrische Adel davon erwartet hatte, und in den übrigen Städten und Ortschaften erfuhr man theils hiervon nur wenig, theils war man viel zu sehr wegen des gedrohten Bannfluchs in Angst, als daß man sich dadurch von den einmal gefaßten, und durch französische Einwirkungen noch verstärkten Entschluß, sich mit dem Erzherzog in der Güte zu vergleichen, hätte abwendig machen sollen.

Gleichwohl würde der Adel doch noch mehrere Schwürigkeiten gemacht, und die Unterhand-

handlungen, wo nicht gänzlich verhindert, doch wenigstens noch weiter hinaus zu schieben versucht haben, wenn nicht, ganz wider alles Erwarten, sich Männer in diese Angelegenheiten gemischt hätten, welchen die Flandrer, aus mehrern Gründen, trauen zu können und Achtung schuldig zu seyn glaubten, — und deren dringenden Ermahnungen zur Eintracht und zur völligen Aussöhnung mit dem Erzherzog der flandrische Adel wenigstens vor der Hand Gehör geben mußte, wenn er nicht das Volk wider sich äußerst aufbringen, und vielleicht zu Schritten veranlaßen wollte, welche für ihn höchst nachtheilige Folgen haben konnten. —

Anton und Balduin, Herzog Philipps des Guten Söhne, Herzog Karls des Kühnen Brüder, — Mariens Vettern, — des jungen Herzog Philipps nächste Anverwandte, erklärten sich für den Erzherzog Maximilian, fanden seine Forderungen billig, behaupteten, daß ihm die Erziehung seines Sohns nicht versagt,

daß

daß ihm die Regierung von Flandern, während Philipps Minderjährigkeit, auf keine Weise länger vorenthalten werden dürfe, — ermahnten die Flandrer zur Wiedervereinigung mit den übrigen niederländischen Provinzen, — ermahnten sie, sich nicht länger den Forderungen des Erzherzogs zu widersezzen, — sich nicht länger von trügerischen Vorspiegelungen täuschen zu lassen, — und erboten sich endlich, zwischen ihnen und dem Erzherzog eine völlige Aussöhnung zu vermitteln.

Funfzigstes Kapitel.

Das Volk wünscht den Frieden.

Schon die vorwaltenden Umstände hatten die Flandrer zu einer Aussöhnung mit dem Erzherzog geneigt gemacht: Anton's und Balduin's herzliche Ermahnungen hoben bei dem Volke

alle Bedenklichkeiten, welche der Realisirung dieses heilsamen Entschlusses noch immer im Wege gestanden hatten.

Lebhaft erinnerte man sich jezt an Herzog Philipps des Guten große Verdienste, — an sein rastloses Bestreben, seiner Unterthanen Glük immer fester zu begründen, — an seine weisen Einrichtungen, den gemeinsamen Wohlstand mehr und mehr zu befördern. — Die Söhne eines solchen Vaters konnten ohnmöglich etwas verlangen — ohnmöglich sich für eine Sache intereßiren, aus welcher für Flanderns Wohlstand nachtheilige Folgen zu besorgen seyn möchten. —

Das Gerücht von Anton's und Balduin's Erbieten, eine Aussöhnung mit dem Erzherzog vermitteln zu wollen, verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit durch ganz Flandern, und ehe die Vormünder, und mit ihnen die Stände, auf das an sie gerichtete Schreiben einen Entschluß fassen konnten, ehe noch selbst die Häupter der französischen Partei, der Sache,

eine ihren Plänen angemessene Wendung zu geben vermochten, erschienen schon aus allen flandrischen Städten Abgeordnete in Gent, um die Absendung der Gevollmächtigten zu diesem Geschäfte zu betreiben. — Die Frage: ob man die angebotene Vermittlung annehmen wolle? ob eine Aussöhnung mit dem Erzherzog statt finden solle? — kam bei ihnen gar nicht mehr in Erwägung. — Man hielt es sogar nicht einmal für nöthig, im Voraus nähere Bedingungen festzusezzen, unter welchen der Vergleich abzuschließen wäre; — Herzog Philipps des Guten Söhne waren ja die Vermittler, von ihnen konnte man mit Gewißheit erwarten, daß sie das Beste des Landes nie aus den Augen lassen, nur solche Bedingungen festsezzen würden, welche den gemeinsamen Wohlstand beabsichtigten. —

Ein und funfzigstes Kapitel.

Der Adel arbeitet der guten Sache entgegen.

Die Vormünder zogen sich klug genug aus der Verlegenheit. — Es stünde ihnen nicht zu, in dieser hochwichtigen Sache einen endlichen Entschluß zu fassen. Ihre Gewalt wäre ihnen durch die Stände übertragen, und zugleich die Grenzen derselben vorgeschrieben worden; — diese Angelegenheit läge außerhalb derselben. — Es sei daher Sache der gesammten Stände, hierüber einen bestimmten Beschluß zu fassen, und als solche wollten sie in der Versammlung ihre Meinung zur gemeinsamen Prüfung vortragen.

In der Hauptversammlung waren die Meinungen getheilt. — Die Städte drangen auf sofortige Absendung der Gevollmächtigten nach Dendremonde, wo selbige von Anton und Balduin erwartet wurden.

Die geistlichen Herren fanden es allerdings bedenklich, die sich jezt dargebotene Gelegenheit zur Aussöhnung ungenuzt vorbei gehen zu lassen. — Man würde den heiligen Vater dadurch noch mehr erzürnen, und dann wären die traurigen Folgen mit Gewißheit zu erwarten, vor welchen das Breve so ernstlich gewarnt habe. —

Nur der Adel wollte durchaus nicht einwilligen. —

Schon rükte der Abend heran, und noch hatte man sich zu nichts vereinigen können. — Die Bürger von Gent, und mit ihnen die Abgeordneten aus den übrigen Städten, harrten von einer Stunde zur andern auf die Bekanntmachung des gemeinschaftlichen Beschlusses. — Am Ende verloren sie die Geduld. — Alle Zugänge des Palasts, in welchem sich die Stände versammelt hatten, wurden besezt. — Es sollte niemand herausgelassen werden, bevor nicht die Aussöhnung mit dem Erzherzog beschlossen, Anton's

ton's und Balduin's Vermittlung angenommen, die Deputation nach Dendremonde ernennet, der Tag ihrer Abreise bestimmt seyn würde.

Die Nacht war schon angebrochen, und noch wußte man nicht, wozu sich die Stände entschließen würden. — Das Volk murrte laut, — man trat schon in Haufen zusammen, — mehrere hatten sich bereits mit Wehr und Waffen versehen. — Kam die Sache nicht bald zu dem erwünschten Ende, so war man fest entschlossen, die Stände, und besonders den Adel, mit Gewalt zum Nachgeben zu nöthigen. —

Die gutgesinnten Bürger in Gent waren über den Ausgang hoch bekümmert. — Sie sahen ein, daß Frankreichs Anhänger hierbei mehr wirkten, als der große Haufe wähnte, — sie waren überzeugt, daß nur durch ihre Ränke und Machinationen die Uneinigkeit zwischen dem Adel und den übrigen Ständen so hoch habe steigen können, — daß sie den großen Haufen, statt zu besänftigen, noch mehr gereizt, und gegen

den Adel mistrauischer gemacht hätten, — und daß sie nunmehr den Ausbruch der innern Unruhen möglichst beförderten, um sich alsdann an die Spizze des Volks stellen, — den Adel seiner Vorrechte, und hauptsächlich seines Vermögens berauben, und so den lang entworfenen Plan zur Ausführung bringen zu können.

Sollte das Vaterland von seinem mit Gewißheit vorauszusehenden Untergang gerettet werden, so war kein Augenblik Zeit zu verlieren. — Noch in dieser Nacht mußten sich die Stände zu einem gemeinsamen, den allgemeinen Wünschen gemäßen Beschlusse vereinigen. — Man mußte ihnen die Gefahr bemerklich machen, in die sie, durch längere Unentschlossenheit, das Vaterland bringen würden. —

Alle waren darinnen einverstanden, daß Payart den versammelten Ständen dieserhalb noch einmal im Namen der Bürger von Gent dringende Vorstellungen thun sollte; — blieben die Herren dann noch auf ihrer Meinung, so

habe man wenigstens alles gethan, was Pflicht und Vaterland erfordere. —

Man verfügte sich sofort in Payarts Wohnung, und dieser ehrwürdige Greis übernahm sogleich diesen wichtigen Auftrag. —

In diesem Augenblikke stürzte Kunz in's Gemach. —

„Payart! Payart! rief er — um Gottes willen! — ihr seid hier unthätig, und die größte Gefahr steht eurer Stadt, — eurem Lande bevor! —

„Leider wissen wir es, — antworteten mehrere, — aber — was sollen wir jezt thun? . . .

„So eben bin ich in Begriff — fuhr Payart fort, — den Ständen noch einmal die dringendsten Vorstellungen zu thun. — Und wollen sie dann nicht, so sagt selbst, Herr Ritter. . . .

„Ihr wißt also gar nicht, — fiel Kunz schnell ein, — was diese Nacht geschehen soll? — Alles, alles ist schon zum Aufruhr . . .

„Aufruhr! — Gott! wie? — riefen mehrere.

„Hat sich um Mitternacht, — fuhr Kunz fort, — der Adel noch nicht erklärt, so wird die Sturmglokke gezogen. Fragt nicht, woher ich das weis; aber schon warten mehrere hundert Bewafnete auf dieses Zeichen, um . . .

„Gott! — gerechter Richter! rief Payart —

„Eilt! eilt! — unterbrach ihn Kunz, — die Stände hiervon zu benachrichtigen. — Es ist wahrlich kein Augenblik mehr zu verlieren. — Ist um Mitternacht der Wille des Volks nicht erfüllt, so siegt Koppenolle und sein Anhang.

„Gott segne euch! Gott gebe euern Worten Kraft! — riefen alle dem davon eilenden Payart nach. —

Zwei und funfzigstes Kapitel.

Der Adel muß nachgeben.

Aengstlich harrten Payarts Freunde auf den Erfolg, — auf Payarts Zurükkunft. —

Aber Payart kam nicht wieder. — Bald war's Mitternacht, und noch immer wußte man nicht, wozu sich die Stände entschließen würden. —

Doch jezt schmetterten vom Palast her Trompeten. Auf den Balkon traten die Vormünder, mehrere von den Ständen, und mit ihnen der Kanzler. Bei Fakkelschein verlas dieser den einmüthigen Beschluß der Stände. — Der Adel hatte nachgegeben, Anton's und Balduin's Vermittlung war angenommen worden; — man hatte die Gevollmächtigten ernannt; in wenig Tagen sollten sie nach Dendremonde abgehen, in billigen Dingen sollten sie nachgeben, — auf jeden Fall eine völlige Aussöhnung mit dem Erzherzog zu bewirken suchen. —

Ein lautes Jubelgeschrei erscholl, als der Kanzler vollendet hatte; man glaubte nun überzeugt seyn zu dürfen, daß die zeitherigen Misverständnisse und Uneinigkeiten gänzlich aufhören, Friede und Ordnung, Wohlstand und Glükseligkeit wieder zurükkehren würden.

Drei und funfzigstes Kapitel.

Frohe Hofnungen reifen der Erfüllung entgegen.

Wirklich schienen auch diese frohen Erwartungen der gutgesinnten Flandrer in Erfüllung gehen zu wollen.

Männer von anerkannt gutem Ruf, die bei jeder Gelegenheit viele Mäßigung gezeigt, und immer für den Frieden gestimmt hatten, wurden als Abgesandte nach Dendremonde erwählt; nur die Erhaltung des Friedens und die Wiederherstellung eines guten Vernehmens mit dem Erzherzog sollte der Hauptgegenstand aller ihrer Bemühungen seyn; — jede Bedingung, in so fern nur nicht dadurch den Privilegien und Freiheiten des Landes zu nahe getreten werde, mochten sie eingehen: alles ward schon im Voraus genehmigt. —

Unter

Unter solchen Umständen war denn nun wohl bei Maximilians bekannter billigen Denkungsart, und da er ja weiter nichts, als die Führung des Regiments während der Minderjährigkeit seines Sohnes, verlangte, mit Zuverlässigkeit zu erwarten, daß der Erfolg dieser Unterhandlungen den Wünschen der gutgesinnten Flandrer völlig entsprechen werde.

Vier und funfzigstes Kapitel.

Der Feind säet Unkraut unter den Waizen.

Aber bald säete der Feind Unkraut unter den Waizen. —

Die Nachrichten aus Dendremonde fiengen nach Verlauf weniger Wochen an, bedenklich zu werden. — Es zeigten sich bei den Verhandlungen mehrere Schwürigkeiten, die man bei Absendung der Abgeordneten gar nicht erwartet

hatte:

hatte: — Anton und Balduin brachten Bedingungen in Vorschlag, welche man einzugehen um deswillen bedenklich fand, weil, wo nicht für den Augenblik, doch aller Wahrscheinlichkeit nach in der Zukunft die Rechte und Freiheiten der Flandrer hierdurch Beeinträchtigungen erleiden mußten; — und überhaupt schien es, als wenn, bei diesen Verhandlungen, die Gewalt und das Ansehen des Adels auf Kosten der Gerechtsame der Städte noch mehr erweitert, und eine neue Regierungsform festgesezt werden sollte, nach welcher Maximilian und der Adel gemeinschaftlich herrschen, die Städte aber von allem Antheil an dem Regiment gänzlich ausgeschlossen, und in das Verhältniß der Unterthanen zurükgesezt werden würden.

So ungegründet diese leztere Besorgniß auch immer war, so machte doch die geflissentlich verbreitete Nachricht von der vorgeblichen ungünstigen Wendung, welche jene Unterhandlungen in Dendremonde genommen haben sollten,

in Gent sowohl, als in den übrigen flandrischen Städten, einen sehr großen Eindruk.

Zwar schien es den Mehresten nicht glaublich zu seyn, und einsichtsvolle, mit den politischen Verhältnissen näher bekannte Männer überzeugten sich sehr bald, daß auch diesmal Frankreich im Spiele sei, — daß man blos die Absicht habe, die Städte aufs neue mit Mistrauen gegen den Adel zu erfüllen, und solchergestalt den Fortgang jener Verhandlungen zu stören, und mithin eine Aussöhnung mit dem Erzherzog Maximilian zu verhindern.

Inzwischen vermochten sie doch nicht durch alle ihre Vorstellungen, die übeln und der guten Sache so nachtheiligen Eindrükke zu verwischen, welche diese ganz ungegründete Nachricht einmal hervor gebracht hatte. — Man blieb immer voll Unruhe und Mistrauen, — jeder auch noch so unbedeutende Schritt von Seiten des Adels ward jezt als Eingriff in die Gerechtsame der Städte angesehen, — man war selbst bei

den Beschlüssen und Anordnungen der Vormünder bedenklich, blos aus dem Grunde, weil die Vormünder sämmtlich Mitglieder des Adels waren, und gewiß! man würde jezt eben so heftig auf die Zurükberufung der Abgesandten, und daß die Unterhandlungen mit dem Erzherzog gänzlich abgebrochen werden möchten, gedrungen haben, als man nur erst vor wenig Wochen die Absendung der Abgeordneten nach Dendremonde verlangt hatte, wenn nicht der Gedanke, daß alsdann der heilige Vater seine Drohungen erfüllen, und Fluch und Bann über Flandern aussprechen würde, zu abschrekkend gewesen wäre.

Fünf und funfzigstes Kapitel.

Herr Kunz macht eine unerwartete Entdekkung.

„Ja! ja! Herr Kunz, ich hätt's euch schon längst sagen können. — Unser einer weis nun

wohl

wohl auch manches: — daß man nur nicht viel Gerede davon macht.

„Daß Meister Kornelius in Welthändeln wohlerfahren ist, weis ich wohl; — aber wie er im Voraus gewußt haben kann, daß der heilige Vater eben jezt sterben wird, begreif' ich doch nicht. —

„Und doch! Herr Kunz, — ich hätt's euch schon am Eusebienabend sagen können.

„Nun habt ihr gut sagen. —

„So wahr ich Meister Kornelius heiße: am Eusebienabend!

„Hm! Hm! — so müßten wahrhaftig Geister . . .

„Da sollte mich doch die heilige Jungfrau bewahren! —

„Oder treibt ihr vielleicht gar böse Künste? —

„Herr Kunz, denkt nicht solch Arges von mir. — Hätt' ich euch nur nichts gesagt! —

„Die

„Die Sache ist mir bedenklich. — Meister Kornelius, es sei nun dies, oder das, ich muß es dem Bischof anzeigen.

„Herr Kunz, ich beschwöre euch bei der schmerzhaften Mutter Gottes zu Cortryk, macht mich nicht unglüklich, — ihr habt mich in einem falschen Verdacht.

„Nun so sagt's, woher ihr gewußt habt . . .

„Wirklich! das darf ich euch nicht sagen.

Meister Kornelius befand sich in der größten Verlegenheit. — Er hatte zwar weder mit Geistern Umgang gehabt, noch auch sonst verbotene böse Künste getrieben, und konnte sich, wenn die Sache zur Untersuchung kam, den Augenblik von diesem Verdachte reinigen: er durfte nur den Mann nennen, der ihm schon am Eusebienabend die bevorstehende Erledigung des heiligen Stuhls vorausgesagt hatte. — Aber er hatte eben diesem Manne tiefe Verschwiegenheit angeloben müssen, — und gleichwohl, kam die Sache einmal vor das heilige Gericht, so

blieb

blieb ihm nichts weiter übrig. Er mußte den Namen dieses Mannes nennen, wenn er nicht den Verdacht, verbotene Künste getrieben zu haben, vermehren, und sich den empfindlichen Strafen unterwerfen wollte, welche auf diese Vergehungen gesezt waren.

Kunz war übrigens schon im Voraus überzeugt, daß der ehrsame Meister Kornelius keinen geheimen Umgang mit Geistern gehabt hätte, wie er denn überhaupt, ohngeachtet seiner Erziehung an dem Hofe des in diesem Stükke besonders abergläubischen Kaiser Friedrichs, die Möglichkeit einer dergleichen Verbindung durchaus bezweifelte.

Gleichwohl fiel es ihm sehr auf, daß Meister Kornelius mit so vieler Bestimmtheit wiederholt versicherte, er habe den Tod des heiligen Vaters mehrere Wochen, ehe er wirklich erfolgt war, vorausgewußt, — und bei den damaligen politischen Verhältnissen in Flandern, und bei dem vorauszusehenden wichtigen Einfluß, welchen

diese Veränderung auf jene haben würde und gewissermaaßen haben mußte, fand es Kunz allerdings nöthig, mit allem Ernste auf die Entdekkung der Quelle zu dringen, aus welcher Kornelius diese Nachricht geschöpft zu haben versicherte. — Man erhielt vielleicht auf diese Weise ein näheres Licht über manchen Umstand, den man sich bis jezt immer nicht hatte erklären können.

Kurz! Meister Kornelius sahe sich am Ende genöthigt sein Geheimniß zu endekken. — Sein Bruder, ein Mönch in dem benachbarten Kloster des heiligen Lorenz, hatte ihm diese Prophezeihung damals mitgetheilt.

„Und mein Bruder, sezte der Wirth zu den drei Lilien hinzu, bezog sich dabei auf den Pater Johann — denn von diesem hatte er es selbst erst erfahren. —

„Und von wem hat es denn der Pater Johann? —

„Mein

„Mein Bruder sagt: Pater Johann sei ein hochgelahrter Meister in allen Künsten; und wisse alles, ob er schon nicht aus seiner Zelle komme.

„So, so! — erwiederte Kunz nachdenkend. — Ich habe nie von ihm sprechen hören.

„Er soll ein gar sonderbarer Mann seyn, — immer vor sich hingehen, und am liebsten allein seyn. — Fremde sieht er gar nicht; auch im Kloster sind wenige, mit denen er Umgang hat.

„Den Mann möchte ich näher kennen! —

Sechs und funfzigstes Kapitel.

Herr Johannes.

Und Kunzens Wunsch ward erfüllt. —

Freilich kostete es Mühe, alle die Schwürigkeiten zu überwinden, welche einer nähern Bekanntschaft mit dem ehrwürdigen Herrn Johannes

hannes im Wege standen. — Aber am Ende gelang es Kunzen doch. — Johannes erlaubte ihm, seine Besuche zu wiederholen, — man sahe sich öfter, man lernte sich näher kennen und die Uibereinstimmung der Gesinnungen knüpften am Ende das Band der Freundschaft und des Zutrauens. — Johannes liebte Kunzen als seinen Sohn, und Kunz ehrte ihn als seinen Vater.

Den ehrwürdigen Herren im Kloster fiel es zwar auf, daß der alte, stille, in sich gekehrte und für ihre Gesellschaft ganz abgestorbene Johannes diesmal von seiner gewöhnlichen Art zu handeln abgegangen war, und einen jungen lebhaften Rittersmann zu seinem täglichen Umgang erwählt hatte. Mehr noch wunderte man sich über Kunzen. Es war ihnen ein Räthsel, wie ein junger lebhafter Mann an dem alten Johannes und an seinen einsylbigen Unterhaltungen hatte Geschmak finden können. Aber da der alte Johannes ohnedem in ihren Zusammenkünften

nicht vermißt ward, und, wenn er ja zuweilen dabei erschien, durch seinen Ernst das allgemeine Vergnügen immer störte, wenigstens auf keine Weise beförderte, so waren die ehrwürdigen Herren im Grunde recht wohl zufrieden, sich auf diese Weise von einem lästigen Gesellschafter befreit zu sehen. — Man ließ die beiden Freunde ungestört, und das war eben, was Johannes und Kunz herzlich wünschten. —

Sieben und funfzigstes Kapitel.

Oft betrügt der Schein.

Wir können jedoch unsern Lesern nicht verschweigen, daß Kunz vom Anfang an mit einem sehr ungünstigen Vorurtheil wider den ehrwürdigen Herrn Johannes eingenommen war.

Kunzens Vermuthung nach, war Johannes ein geheimes Werkzeug der französischen

Partei. — Sein Zurükziehen, seine beständige Einsamkeit, seine Verschwiegenheit, sein in sich gekehrtes Wesen, und dabei doch immer die genaueste Kenntniß von der wahren Lage der politischen Angelegenheiten schien dieses außer allen Zweifel zu sezzen.

Und eben dieses reizte unsern Rosen. — Er wünschte den Mann näher kennen zu lernen, der sich bis jezt, seiner wahrscheinlich wichtigen Einwirkungen ohngeachtet, immer so verborgen hätte halten können, — und vielleicht gelang es ihm, diese Bekanntschaft in der Folge zum Vortheil des Erzherzogs zu benuzzen.

Doch auf jeden Fall war es nöthig, daß er sich dem Herrn Johannes nicht als Ritter Kunz von der Rosen bekannt machte. — Er wählte daher die Kleidung eines gemeinen Bürgers, und unter dem Vorwand, sich in einer Gewissenssache bei dem ehrwürdigen Herrn Rath und Trost erbitten zu wollen,

ließ

ließ er sich bei ihm durch den Pförtner anmelden. —

Der alte ehrwürdige Johannes empfing Kunzen mit vieler Güte, bot ihm freundlich die Hand und hörte seine Erzählungen stillschweigend an. —

„Aber warum, Herr Ritter! erwiederte der Alte mit sanfter Stimme, warum in dieser Verkleidung? — und warum sucht ihr überhaupt meine Bekanntschaft auf eine Weise, die mir euern geraden Sinn, eure Redlichkeit leicht verdächtig machen könnte, wenn ich euch nicht schon von einer bessern Seite kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hätte? —

Kunz war zu sehr überrascht, als daß er sich sogleich hätte sammeln können. — Der Alte fuhr nach einigem Stillschweigen fort.

„Bedurfte es erst dieses Mittels? — Konnten, durften wir uns auf dem geraden Wege einander nicht nähern? — — Nein, Herr Ritter! laßt uns offen mit einander

handeln. — Und nun, — indem er Kunzen freundlich die Hand reichte, — kein Wort mehr davon! Seid in meiner Zelle herzlich willkommen! — Aber wohl wünschte ich zu wissen, wodurch ihr veranlaßt worden seid, mich alten unbekannten Mann aufzusuchen?

„Ihr seid sehr gütig, ehrwürdiger Herr! — erwiederte Kunz, — mich der Beschämung ....

„Still, still davon, Herr Ritter! — unterbrach ihn der Alte. — Ich bitte, davon nichts mehr. —

Kunz verbeugte sich stillschweigend. —

„Offenherzig zu gestehen, — fuhr Kunz nach einigen Augenblikken fort — es war Neugierde, was mich veranlaßte, eure Bekanntschaft zu suchen. —

„Neugierde! wiederholte Johannes nachdenkend.

„Aber ich erwog damals freilich nicht, — sezte Kunz hinzu, daß meine Bemühungen,

mich

mich unkenntlich zu machen, fruchtlos seyn würden: — euer scharfsehender Blik traf mich vielleicht eben in der Stunde, als ich jenen Entschluß faßte. — Ich erfuhr zufällig, daß ihr die Dunkelheit der Zukunft zu durchschauen vermöchtet; — das neuerlich erfolgte Ableben des heiligen Vaters sei euch schon mehrere Wochen vorher bekannt gewesen. . . .

„Wie? — von wem erfuhrt ihr das? — unterbrach ihn Johannes.

„Verzeiht, ehrwürdiger Herr! wenn ich den Namen dieses Mannes nicht nennen darf. —

„Herr Ritter, ich bat euch, offenherzig zu seyn, und auch ihr scheint das von mir zu verlangen. —

„Gewiß! — erwiederte Kunz — in allem, was mich betrifft, werde ich's seyn, — aber in diesem Falle . . . .

„So thut mirs leid, sezte Johannes ernsthaft hinzu, — daß unsere Bekanntschaft nie genauer werden kann und darf. —

„Aber, ehrwürdiger Herr . . . .

„Nur Offenheit, und die Erfüllung meiner ersten Bitte . . . .

„Mein Wort bindet mich. —

„Und das muß euch allerdings heilig seyn. — Mir werdet ihr es aber auch nicht verargen, wenn ich meinen Entschluß hierinnen ebenfalls nicht ändern kann. —

„Ich verlasse euch, ehrwürdiger Herr! — fuhr Kunz nach einigem Stillschweigen fort —, zwar misvergnügt, daß mein Wunsch, mit euch näher bekannt zu werden, unerfüllt bleibt, aber doch mit der festen beruhigenden Uiberzeugung, daß ich nicht anders handeln konnte und durfte. —

„Nein, mein Sohn — erwiederte Johannes, indem er den Ritter sanft an sich zog, — nein, wir trennen uns nicht. — Ehe

ich euern Namen wußte, kannte ich euch schon, und achtete und liebte euch, — um so theurer seid ihr mir nun, da ihr auch diese Probe so trefflich bestanden habt. — — —

Acht und funfzigstes Kapitel.

Der Friede ist schon so gut als erhalten.

In Dendremonde war man inzwischen mit den Verhandlungen völlig zu Stande gekommen; es bedurfte nur noch der Genehmigung der vertragenen Punkte von Seiten der Stände, da bereits Maximilian erstere ratihabirt, und sich zu Erfüllung dessen, was Anton und Balduin in seinem Namen versprochen, verbindlich gemacht hatte.

Völlige Unterwerfung und Anerkennung der Obervormundschaft des Erzherzogs über den jungen Herzog Philipp, verbunden

mit

mit der Befugniß, in seinem Namen und für ihn die Regierung in Flandern zu verwalten, war die Hauptbedingung, unter welcher Maximilian den flandrischen Ständen Vergebung und Frieden zugestehen wollte; doch nur erst dann sollten sie einer gänzlichen Amnestie und Vergessenheit des Vergangenen versichert seyn dürfen, wenn die Häupter der französischen Partei, und namentlich Koppenolle, Rinn und Dereden, dem Erzherzoge binnen einer von ihm bestimmten Frist ausgeliefert, und überdem noch die sich zeither vorzüglich unruhig bewiesenen Flandrer, so wie überhaupt alle, erst seit Mariens Tode nach Flandern gekommene Franzosen, auf ewig des Landes verwiesen seyn würden. —

So hart und niederschlagend diese Bedingungen für die Anhänger der französischen Partei auch immer waren, so hielten sich doch die Abgeordneten, selbige anzunehmen,

allerdings für verpflichtet. Ihrer eigenen Uiberzeugung nach konnte nur in so fern bleibende Ruhe wieder hergestellt werden, wenn jene Unruhstifter völlig und für immer außer Stand gesezt würden, unmittelbar auf die Flandrer zu wirken, und durch trügerische Vorspiegelungen das einmal erregte Mistrauen gegen den Erzherzog zu unterhalten und zu vermehren; — und dann hatten die Abgeordneten ja unbedingte Vollmacht erhalten, jede Bedingung, in so fern dadurch nur nicht den Privilegien und Freiheiten des Landes zu nahe getreten werde, anzunehmen. — Die Erhaltung des Friedens, die Wiederherstellung eines guten Vernehmens mit dem Erzherzog sollte ja der Hauptgegenstand aller ihrer Bemühungen seyn, — auf jeden Fall sollten sie eine völlige Aussöhnung mit dem Erzherzog zu bewirken suchen. —

Neun

Neun und funfzigstes Kapitel.

Aber auch diesmal siegt die Kabale.

Schon seit mehrern Tagen hatte man die Vergleichsartikel nach Gent abgehen lassen, — man erwartete blos die Ratihabition derselben von Seiten der Stånde zurük, um alsdann sogleich mit Anton und Balduin vóllig abschließen zu kónnen. —

Allein wider alles Vermuthen erhielt man von Gent, statt der erwarteten Ratihabition, eine durchaus abfállige Antwort.

Keiner der vertragenen Bedingungen ward angenommen; — es sei unter der Wůrde der flandrischen Stånde, es streite durchaus wider die wohlhergebrachten Freiheiten und Privilegien, dem Erzherzog die Obervormundschaft über den jungen Herzog, und zugleich

das Regiment in Flandern ausschlußweise zu übertragen. — Man habe um des Landes Wohlfahrt willen zwar die Fortdauer der Ruhe gewünscht, aber diese Ruhe durch einen schimpflichen Vergleich zu erkaufen, sei niemals die Absicht gewesen; — dazu hätten auch die Abgeordneten keinen Auftrag gehabt, und wären sie zu weit gegangen, so erwachse daraus für die Stände keinesweges einige Verbindlichkeit. — Alles, wozu man sich entschließen könne, sei, dem Erzherzog eine namhafte Summe Geldes zur Abfindung zukommen zu lassen. — Zwar sei man im Grunde auch nicht einmal dazu verbunden, aber man wolle hierbei die Billigkeit vorwalten lassen, dagegen müsse aber auch der Erzherzog alle weitere Ansprüche auf Flandern sowohl für immer aufgeben, als sich überhaupt der von Marien von Burgund hinterlassenen Erbschaft gänzlich entsagen, da nicht ihm, sondern dem jungen Herzog

Philipp, das ausschließende Recht an selbiger einzig und allein zustehe. —

Meine Leser werden sich die Bestürzung denken, in welche die Abgeordneten bei Lesung dieses Schreibens versezt wurden. — Sie waren für ihre Person auf die empfindlichste Weise compromittirt, — aber noch weit schmerzhafter war für sie der Gedanke, daß alle ihre Bemühungen, Ruhe und Eintracht wiederherzustellen, und das wahre Beste ihres Vaterlandes dadurch zu befördern, nunmehr völlig vereitelt waren, und daß unter diesen Umständen der völlige Ausbruch eines innerlichen Krieges nicht mehr verhindert werden konnte. — Denn daß Maximilian jenes ihm schon früher gethane, und mit gerechter Verachtung damals zurükgewiesene, jezt wiederholte Anerbieten, sich mit einer Summe Geldes abfinden zu lassen, nicht annehmen würde, konnten sie mit Gewißheit voraus-

voraussehen. — Sein Unwille mußte sich dadurch nur vergrößern. — Nichts hielt ihn mehr ab, sich in den Besitz der ihm als Vater des jungen Herzogs zustehenden obervormundschaftlichen Gerechtsame mit Gewalt zu versezzen, da er jezt die mehresten seiner auswärtigen Feinde zu Paaren getrieben hatte, und er mithin mit dem größern Theil seiner Völker sofort in Flandern einrükken konnte. —

Gleichwohl durften die Abgeordneten sich nicht entbrechen, diese Erklärung der Stände den beiden fürstlichen Brüdern bekannt zu machen. —

Aber Anton und Balduin wiesen unwillig dieses schimpfliche Anerbieten der flandrischen Stände zurük, und erklärten zugleich in Erzherzog Maximilians Namen, daß nunmehr alle gütliche Verhandlungen für immer beendigt wären.

Noch in der nemlichen Nacht verließen die beiden fürstlichen Brüder Dendremonde.

Sechzigstes Kapitel.

Rinn und Dereden geben der Sache auch diesmal eine unerwartete Wendung.

„Solch gros Ubel vnnd Herczleid habenn der leichtfertig Rinn vnnd der arg Dereden vber gannz Flandrern bracht“ — so sagt ein alter deutscher Geschichtschreiber bei der Erzählung dieser Begebenheiten.

Und wirklich! blos durch Rinns und Deredens Bemühungen und Machinationen bekam die ganze Sache eine so unerwartete, für Flandern allerdings sehr nachtheilige Wendung.

Denn eben zu der Zeit, als man in Dendremonde im Begriff war, die vertragenen

Artikel

Artikel zur Ratihabition nach Gent zu übersenden, ging aus Rom die Nachricht von dem Ableben des heiligen Vaters in Gent ein.

Rinn und Oereden wußten diesen für ihre Pläne sehr vortheilhaften Umstand treflich zu benuzzen. — Schon früher hatten sie den Flandrern die Gesinnungen des Erzherzogs bei den vorseienden gütlichen Verhandlungen in Dendremonde verdächtig zu machen gesucht. — Ihre Bemühungen waren auch nicht fruchtlos gewesen, und die Flandrer würden, wie schon in einem der vorhergehenden Kapitel bemerkt worden, die Unterhandlungen sogleich abgebrochen haben, wenn sie sich nicht vor dem Unwillen des heiligen Vaters und vor seinen Drohungen gefürchtet hätten.

Jezt aber fiel diese Besorgniß hinweg. — Während der Erledigung des heiligen Stuhls konnte über Flandern weder Bann noch Interdikt ausgesprochen werden. — Vor die-

sen geistlichen Waffen hatte man sich nicht mehr zu fürchten. —

Eilboten verkündigten diese wichtige Neuigkeit in ganz Flandern, — und zugleich erhielten die Französischgesinnten in allen Städten und Ortschaften von Rimn und Dereden die gemessensten Vorschriften, in welcher Maaße nunmehro sonder allen Zeitverlust den Bemühungen des Erzherzogs, die französische Partei zu unterdrükken, entgegen gearbeitet werden müsse.

Bald erschienen in Gent neue Abgeordnete aus den Städten.

Eben so lebhaft, als man erst vor wenig Wochen auf Erhaltung des Friedens, auf Wiederherstellung eines guten Vernehmens mit dem Erzherzog, und auf schleunige Absendung einer Deputation nach Dendremonde gedrungen hatte, — eben so lebhaft verlangte man jezt, daß die Abgesandten zurükgerufen,

und

und die Verhandlungen mit Anton und Balduin abgebrochen werden möchten. —

Die Stände hatten einen dergleichen Antrag unter den gegenwärtig veränderten Umständen vorausgesehen, — und sie waren selbst der Meinung, daß man jezt, da von Seiten des heiligen Stuhls nichts mehr zu besorgen sei, gegen den Erzherzog weniger nachgiebig zu seyn nöthig habe; zumal da man, neuerlich aus Frankreich erhaltenen Versicherungen zu Folge, auf Unterstüzzung und Beistand wider den Erzherzog zuverläßiger als jemals rechnen durfte.

Inzwischen hielten sie es doch nicht für rathsam, ihre wahren Gesinnungen schon jezt bekannt werden zu lassen. — Man wollte doch immer den Schein des Rechts für sich behalten, und dieser würde dann nicht haben statt finden können, wenn man ohne alle nähere Veranlassung die Unterhandlungen in

Dendremonde abgebrochen, und die Abgesandten zurükgerufen hätte.

Den Abgeordneten aus den Städten ward daher von den Vormündern und den Ständen zu erkennen gegeben, daß man vor der Hand erst den Ausfall jener Unterhandlungen und die Anzeige der Abgesandten erwarten müsse, bevor man in dieser hochwichtigen Sache zu einem endlichen Entschlusse verschreiten könne; daß man aber hierbei, sowohl, als bei andern Staatsangelegenheiten, das wahre Beste des Vaterlandes zu befördern, und auf Erhaltung und Vermehrung vaterländischer Rechte und Freiheiten eifrigsten Bedacht zu nehmen, sich zur heiligsten Pflicht machen werde, davon werde sich, wie man hoffen zu dürfen glaube, das ganze Land bereits zur Gnüge überzeugt haben. —

Wenige Tage nachher erhielten die Stände die vertragenen Artikel zur Ratihabition aus Dendremonde zugesendet, wovon der Erfolg

im vorhergehenden Kapitel bereits bemerkt worden ist.

Ein und sechzigstes Kapitel.

Juzendliche Hizze und reifere Uiberlegung.

„Für den Augenblik steht die Sache freilich schlimm, lieber Kunz! — Aber es war vorauszusehen, daß es so kommen würde, und, — meiner Meinung nach, ists in mehren Hinsichten gut, daß es endlich so weit gkommen ist. —

„Gut? — Davon kann ich mich doch nicht überzeugen. —

„Bei manchen Krankheiten sind angreifende, erschütternde Gegenmittel dringend nötig; der Kranke muß freilich noch nicht so entkräftet seyn, daß die Wirkung der Arzenei ihn tödlich werden kann. — Gelinde Mittel

gewähren mehrentheils blos Linderung für den Augenblick, aber die Krankheit selbst nimmt dabei zu, Schwäche und Entkräftung folgt, und endlich ist keine Rettung mehr möglich. —

„Das Gleichniß scheint mir nicht ganz passend zu seyn, — wenigstens ist's immer noch nicht ausgemacht, ob eben bei dieser Krankheit erschütternde, angreifende Mittel angewendet werden müssen. — Und wenn auch die Genesung des Kranken durch gelindere Mittel etwas langsamer bewirkt wird, so geht man doch immer sicherer. —

„Wenn aber die gelindern Mittel schon gebraucht worden, und ohne alle Wirkung geblieben sind? —

„Gelinde Mittel wirken nicht schnell. —

„Gesezt nun, die Krankheit nimmt, statt sich zu vermindern, — von Tag zu Tag zu, — der Kranke wird augenscheinlich schwächer, — die Krankheit immer hartnäckiger. Was dann? — Soll man doch mit gelinden Mit-

tel

teln fortfahren, und den günstigen Zeitpunkt, in welchem noch Genesung bewirkt werden könnte, ungenuzt vorbeigehen lassen? —

„Dann bleibt freilich nichts weiter übrig. —

„Und eben darum ist's gut, löblich und dem Lande heilsam, daß Erzherzog Maximilian nunmehr die Sache mit Ernst angreift, und dem Unwesen steuert.

„Noch ein Versuch zur gütlichen Aussöhnung ....

„Würde, so wie alle vorhergehende, gewiß fruchtlos bleiben. — Glaubt mir, lieber Kunz! hätte Maximilian gleich vom Anfange mehr Ernst blikken lassen, die Verwirrung wäre nie so groß geworden. — Seine Güte ward für Schwäche, seine Nachgiebigkeit für Furchtsamkeit gehalten ....

„Da that man ihm Unrecht —

„Ich weis es; aber bei dem Volke machte es doch Eindruk, — die Achtung gegen den

Erzherzog verminderte sich, — man sah in ihm nur den Abentheurer, der sich, blos um seine Umstände zu verbessern, mit Marien verheirathet habe. — Doch ihr wißt ja das alles besser, als ich es sagen kann. — Auch in Kadsand, sagtet ihr, — fuhr Herr Johannes nach einigem Stillschweigen fort, — wären des Erzherzogs Völker? — Wahrscheinlich sind sie aus Vlissingen herübergekommen.

„Allem Vermuthen nach. — Sie sollen schreklich hausen. —

„Und man thut ihnen von Sluis aus keinen Widerstand?

„Sluis ist selbst in Gefahr. — Sie haben Hülfe verlangt; die mehresten von ihnen wären nach Vereland übergefahren: würde die Stadt angegriffen, so wären sie nicht im Stande sich lange zu halten. —

„Sind denn des Erzherzogs Völker in Kadsand stark? —

„Dar=

„Darüber hab' ich nichts bestimmtes erfahren können. — Man war über die Nachricht von diesem neuen Einfall zu bestürzt, — man wußte nicht, wohin man zuerst Hülfe senden sollte; — denn seit gestern sind vier Eilboten aus Dendremonde hier eingetroffen. —

„Dendremonde kann sich nicht halten. —

„Eben das besorgt man; — des Erzherzogs Völker haben die Stadt von der brabantischen Seite völlig eingeschlossen, ein Theil von ihnen ist bereits über den Fluß gegangen. — Alle Zufuhre ist abgeschnitten; — kann die Stadt nicht schnell entsezt werden, so muß sie sich ergeben, — denn die Boten versichern einstimmig, daß nur auf wenig Tage noch Lebensmittel vorhanden wären. — Dann geht der Erzherzog gewiß gerade auf Gent los. —

„Das wäre ohnstreitig sehr gut; hätte der Erzherzog einmal Gent, so ist der Krieg

schon

schon so gut als geendigt. — Nur besorge ich, mit Gent gehts nichts so leicht. —

„Und warum nicht? — Die Bestürzung ist jezt allgemein, — Heerschau ist noch nicht gewesen, selbst die Hauptleute sind noch nicht ernennt. — Forderte der Erzherzog jezt die Stadt auf, ich wüßte nicht, wer die Vertheidigung übernehmen könnte, — und daß der Erzherzog darauf umgeht, glaub' ich mit Gewißheit behaupten zu können. —

„Das will ich gar nicht in Abrede stellen, — aber ob der Erfolg seinen Wünschen entsprechen wird — ob ....

„Ich hoffe doch, und wenn er auch nicht in die Stadt kommen sollte.

„Doch? —

„Ja! mein Plan ist gemacht. — Berennt der Erzherzog die Stadt, so suche ich mit Herzog Philipp zu entfliehen, — alle Wege sind mir bekannt; — und ist Philipp bei seinem Vater, so hat der Streit mit einmal

ein

ein Ende, wenigstens werden sich die Flandrer dann gewiß nicht lange mehr widersezzen.

„Nein, lieber Kunz! — welcher Gefahr sezt ihr euch aus! —

„Bin ich nicht für meinen lieben gnädigen Herrn alles zu thun schuldig? —

„Nur müßt ihr aus Dankbarkeit nie die Regeln der Klugheit und Vorsicht aus den Augen lassen. — Ihr wollt den jungen Herzog seinem Vater zurükzubringen, unter der Voraussezzung, dann werde der Streit auf einmal beendigt seyn. — Aber eure Voraussezzung ist ungegründet. — Es liegt ja offen genug am Tage, warum man dem Erzherzog die Auslieferung seines Sohnes, und das Regiment verweigert. — Die Herren wollen das Regiment für sich behalten, Herzog Philipp wird blos zum Vorwand gebraucht. — Gesezt nun, ihr führtet euern Anschlag glüklich aus, woran ich doch immer noch sehr zweifle, — würde denn unter diesen

sen Umständen Unterwerfung zu erwarten seyn? — Daß die Vormünder, um ihres eigenen Vortheils willen, und um ihre Gewalt und Ansehen zu erhalten, die Regierung in Philipps Namen fortführen werden, ist mit Gewißheit vorauszusehen, — und wehren wird man sich bis aufs äußerste, denn die Hofnung, um Herzog Philipps willen noch einen günstigen Frieden und leidliche Bedingungen zu erhalten, findet dann nicht mehr statt. — Nein, lieber Kunz! — euer Plan, so gut er auch immer gemeint seyn mag, hat meinen Beifall nicht. — Und bedenkt selbst, in welche Gefahr ihr euch und Herzog Philippen stürzen würdet, wenn die Ausführung mislänge, wenn ihr entdekt, ergriffen würdet? —

„Das besorg' ich nicht, — und dann werde ich auch, wie schon gesagt, nicht eher das Unternehmen wagen, als bis ich mit

Gewiß-

Gewißheit auf hinlängliche Unterstützung von Seiten des Erzherzogs rechnen kann.

„Habt ihr den Erzherzog davon schon unterrichtet? —

„Nein. —

„So bitt' ich euch, gebt euern Plan auf. — Er gelingt euch sicher nicht, — ihr stürzt euch und das junge Herrlein in Gefahr, —

„Aber gelingt mein Unternehmen, so ist auch der Vortheil für meinen gnädigen Herrn unverkennbar groß. —

„Mit nichten. — Es gelinge oder gelinge nicht, so wird dadurch das allgemeine Mistrauen gegen den Erzherzog nur vermehrt. — Dann erhalten die Uibelgesinnten neue Veranlassung, die Gesinnungen des Erzherzogs noch verdächtiger zu machen . . . .

„Wenn aber . . . .

„Unter keiner Bedingung, lieber Kunz! dürft ihr die Sache unternehmen. — Glaubt mir, — fuhr Herr Johannes nach

eini-

einigem Nachdenken fort, — Erzherzog Maximilian wird seinen Sohn wieder bekommen, und die Stände werden selbst ihn zurükgeben, so unwahrscheinlich euch das auch immer jezt scheinen mag. — Aber seid auch gewiß versichert, daß Herzog Philipp auf keine andere Weise zu seinem Vater zurükgebracht werden kann. —

Zwei und sechzigstes Kapitel.

Kunzens Neugierde bleibt unbefriedigt.

Kunzen that es sehr weh, seinen Plan aufgeben zu müssen. — Seine Lebhaftigkeit hatte das, was er wünschte, in seinen Augen schon zur Wirklichkeit gemacht; — er glaubte immer noch, daß sich die Flandrer dann weit eher zum Ziele legen würden, wenn Herzog Philipp wieder bei seinem Vater wäre. —

Daß

Daß dieses Unternehmen mit vieler Gefahr verbunden sei, sah' er sehr wohl ein, aber mehrere concurrirende günstige Umstände liessen ihn auch einen glüklichen Ausgang mit höchster Wahrscheinlichkeit voraussehen, — und das Abentheuerliche der ganzen Sache reizte ihn fast mehr, als alles andere. — In Maximilians Augen erhielt die Zurükbringung des jungen Herrleins auf diese Weise gewiß einen noch weit größern Werth. —

Unter diesen Umständen würden alle die triftigen Vorstellungen und wiederholten Bitten des alten Johannes gewiß wenig gefruchtet haben. Aber die mit allem Ernste hinzugefügte Versicherung, daß Herzog Philipp auf keine andere Weise zu seinem Vater zurükgebracht werden könne, als in so ferne die Stände von Flandern selbst ihn an den Erzherzog zurükgäben, — bestimmte Kunzen,

von seinen Plänen zurükzutreten. — Er erinnerte sich der ersten Veranlassung zu seiner Bekanntschaft mit dem Herrn Johannes, und wahrscheinlich sahe dieser den Gang der kommenden Begebenheiten jezt eben so voraus, als er damals von dem Tode des heiligen Vaters mehrere Wochen vorher unterrichtet gewesen war.

Schon mehrere male hatte Kunz von seinem ehrwürdigen Freunde über diesen ihm damals so auffallend gewesenen Umstand nähere Erläuterung zu erhalten gesucht, — aber Johannes wußte immer dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, und Kunzens Wißbegierde blieb jedesmal unbefriedigt. —

Kunz ergriff daher die sich jezt von selbst darbietende Gelegenheit, die Sache aufs neue zur Sprache zu bringen. — Er versicherte seinen Freund, daß er seinen Plan sogleich aufgeben, und selbst für die Folge nie mehr

daran

daran denken wolle, Herzog Philippen seinem Vater zurükzuführen, sobald er überzeugt seyn werde, daß seine Bemühungen fruchtlos bleiben müßten.

Lächelnd erwiederte Johannes: „Versuchts, — aber ihr werdet erfahren, daß der Erfolg euern Wünschen nicht entsprechen wird.

„Doch wohl nur Voraussezzung? —

„Ja und Nein! — wie ihr dies nehmen wollt.

„Also doch auch Nein, — mehr als Voraussezzung?

„Ja, lieber Kunz! mehr als diese, — sezte Johannes in sehr ernstem Ton hinzu. —

„Eine Versicherung, — erwiederte Kunz, — bei der ich mich zu beruhigen allerdings gegründete Ursache habe. — Aber erlaubt mir noch eine Frage —

„Worauf sich meine Behauptung gründet? — Nicht? —

„Ja! mein Vater —

„Und wenn ich nun, um eurer eignen Ruhe willen, noch Anstand nehmen müßte, sie zu beantworten, würdet ihr wohl zürnen?

„Nein, — . . . .

„Wirklich, lieber Kunz! es frommt euch jezt noch nicht, zu wissen, auf welchem Wege ich zu diesem allem gelangt bin. — Aber traut mir in diesem Falle auf mein Wort hin, und wenn der Erfolg meine Voraussagung bestätigt, wenn euer Vertrauen sich eben um deswillen vermehrt haben wird, dann verspreche ich mehr, viel mehr euch zu entdekken, als ich jezt euch zu sagen mir erlauben darf. —

Drei und sechzigstes Kapitel.

Maximilians Fortschritte erregen gegründete Besorgnisse.

Maximilian hatte inzwischen Dendremonde eingenommen. Seine Völker rükten immer weiter gegen Gent vor. Daß sein Hauptabsehen auf Gent gerichtet sei, war nicht mehr zu bezweifeln.

Die beunruhigenden Nachrichten mehrten sich mit jedem Morgen, — jeder Versuch, die erzherzoglichen Völker zurükzudrängen, blieb ohne die gehofte Wirkung. — Maximilians Völker waren des Streits gewohnt, und überdem noch den Gentern in der Anzahl weit überlegen. —

Alle wehrhafte Bürger in Gent wurden jezt zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgebo-

geboten, — aber nur wenige folgten diesem allgemeinen Aufrufe. —

Dem Erzherzog ins freie Feld entgegen zu gehen, — antwortete man den Vormündern, sei, den zeither schon gemachten Erfahrungen nach, sehr bedenklich, und müsse für sie, als Bürger, die nachtheiligsten Folgen haben, wenn der Erzherzog demohngeachtet die Stadt gewinnen sollte. — Berennte der Erzherzog die Stadt, dann würden sie alle ihre Kräfte aufbieten, ihn abzutreiben, aber in eine Feldschlacht sich einzulassen, dazu könnten sie sich nicht entschließen. — Auch sähen sie die Verbindlichkeit nicht ein, sich für das ganze Land allein aufopfern zu müssen. — Wäre Herzog Philipp nicht in der Stadt, so würde der Erzherzog gewiß nicht zuerst auf Gent losgegangen seyn. — Man solle doch lieber Söldner anwerben, oder ein gleiches Aufgebot an die übrigen Städte ergehen lassen:

wozu sich diese erbieten würden, dazu wollten sie sich auch schon im Voraus verbindlich machen; aber außer dem Verlust ihrer Freiheit und ihres Vermögens auch noch ihr Leben zu wagen, dazu könnten und würden sie nie zu zwingen seyn. —

Diese ganz unerwartete Antwort der reichsten und angesehensten Bürger in Gent sezte die Vormünder in die äußerste Verlegenheit. — Unter den gegenwärtigen Umständen war es durchaus nicht rathsam, Misvergnügen unter der Bürgerschaft auf eine oder die andere Weise zu erregen, und dies würde doch gewiß der Fall gewesen seyn, wenn man anhaltender und ernstlicher auf Ergreifung der Waffen hätte dringen wollen. Gleichwohl konnte man das Land nicht unvertheidigt lassen, dem Erzherzog mußten mehrere Kriegsvölker entgegen gestellt werden, — außerdem war bei seiner bekannten Kühnheit

und seinem unternehmenden Geiste alles zu besorgen. —

Der Herr von Borseler brachte ein Auskunftsmittel in Vorschlag, welches auch nicht ohne die gehofte Wirkung war.

Den zusammengerufenen Bürgern ward die dringende Noth nochmals vorgestellt, in welcher sich jezt nicht blos Gent, sondern ganz Flandern befände. Schleunige Mittel müßten jezt angewendet werden, wenn der Erzherzog die mit so vieler Mühe errungene, und bis jezt, aller Hindernisse ohngeachtet, immer noch aufrechterhaltene Freiheit nicht auf einmal umstürzen sollte. — Die unvorbereitete Lage, in der man sich bis jezt befunden habe, habe der Erzherzog leider sehr gut zu benuzzen gewußt, aber nunmehr müsse man seiner Kühnheit Schranken sezzen. — Dies habe man durch das gestern beschehene allgemeine Aufgebot zu bewerkstelligen die Absicht gehabt. Da aber die Bürger in Gent aus mehrern

Grün-

Gründen, selbst wider den Erzherzog ins Feld zu rükken, bedenklich gefunden, und sich dagegen vorbehalten hätten, die Stadt im äußersten Fall männlich zu vertheidigen, so habe man von Seiten der Regierung und im Namen Herzog Philipps, da doch einmal, dem Erzherzog ein Heer so bald als möglich entgegen zu stellen, die dringende Nothwendigkeit erfordere, für zwekdienlich erachtet, Söldner anzuwerben, welche gemeinschaftlich mit den sich beim Aufgebot gestellten Bürgern den erzherzoglichen Völkern entgegen gehen sollten. Man verhoffe aber, daß die Bürger in Gent sich nicht entbrechen würden, zu den zu Ausrichtung dieser Nothhülfe erforderlichen Kosten einen verhältnißmäßigen Antheil beizutragen, wie denn auch bereits an die übrigen flandrischen Städte gleiche Anmahnungen erlassen worden wären. — Auch habe man diesen Morgen durch abgesendete Eilboten nach Frankreich die schon versprochene

chene Hülfe aufs neue in Erinnerung gebracht, und auf deren schleunige Absendung nach Flandern wiederholt und dringend angetragen.

Vier und sechzigstes Kapitel.

Man lasse sie bei dieser Meinung!

„Und könnt ihr wohl glauben, daß Rinn und Dereden auch diesmal unsern Beschlüssen entgegen gearbeitet haben? —

„Frühere Vorgänge machen dies sehr wahrscheinlich. — Und vielleicht sind schon nähere Umstände bekannt, welche die Sache in ein helleres Licht sezzen? —

„Alles beweist, daß Rinn und Dereden dahin arbeiten, um uns von Frankreich ganz abhängig zu machen. —

„Eine

„Eine Besorgniß, erwiederte Kunz, die ich schon früher zu äußern mir die Freiheit nahm, die aber ....

„Damals nicht beherzigt wurde, wollt ihr sagen, — unterbrach ihn Herr von Borselen. — Aber wir haben uns geirrt, sehr geirrt. — Und wenn uns Frankreich nur wirklich Hülfe leisten wollte, sezte Herr von Borselen nach einigem Stillschweigen hinzu. — Denn daß Maximilian sich durch blose Drohungen nicht würde schrekken lassen, war mit Gewißheit vorauszusehen. — Man verspricht uns zwar aufs neue einige tausend Mann zur Hülfe zu senden, aber ehe diese ankommen, kann unsere Lage sehr schlimm werden. —

„Und daß der Erzherzog die Sache jezt ernstlicher als jemals betreibet, liegt am Tage. — Hätte König Karl in seinem Vorschreiben nicht alle Rüksichten aus den Augen gesezt, und besonders den Erzherzog nicht

durch

durch die wiederholte Vorladung vor das Parlament zu Paris so sehr beleidigt, die Sache würde bei weitem nicht so schlimm geworden seyn. —

„Ihr habt Recht, völlig Recht, aber beweist das alles nicht deutlich genug, daß man uns mit dem Erzherzog nur noch mehr zu entzweien sucht? — Und doch läßt man uns ohne Hülfe. — Ihr wißt vielleicht noch nicht, daß der Erzherzog auf jenes Vorschreiben bereits geantwortet hat? — und zwar auf eine Weise, die uns alles befürchten läßt. —

„Gnädiger Herr, der Erzherzog ist streng, aber auch gütig. —

„Ich will euch nur eine Stelle aus diesem Antwortschreiben vorlesen, und dann urtheilt selbst:

„Ich ermahne Ew. Majestät als Vater „und Eurer Ehre wegen, Ihr wollet aufhören, „treue Unterthanen von ihrem schuldigen Ge-

„hor-

„horsam gegen ihre Fürsten abzuhalten, und „Rebellen in ihrer Bosheit zu stärken.“ —

Hört ihrs, Rebellen nennt er uns! — und wie würde das Schiksal dieser Rebellen seyn, wenn er siegte? —

„Der Erzherzog gedenkt aber auch treuer Unterthanen.

„Treue Unterthanen sind wir! aber unser Fürst ist Herzog Philipp! —

„Und Herzog Philipp ist Erzherzog Maximilians Sohn.

„Wollen wir davon abbrechen. — Was spricht man in der Stadt von Graf Jacob's Einfall in Brabant? —

„Die Meinungen sind getheilt. Einige sind für, einige wider den Grafen. —

„Und warum wider ihn? —

„Man verkennt seine Verdienste als Heerführer nicht, aber daß er als des Erzherzogs Lehnsmann, als Kriegsgefangener sich durch französische Versprechungen hat bewegen lassen

sen können, die Waffen gegen seinen Lehnsherrn zu ergreifen, daß er ....

„Lassen wir das, — aber sein Einfall in Brabant ist uns doch schon sehr vortheilhaft gewesen, der Erzherzog würde sonst gewiß viel weiter vorgerükt seyn. Und ist Graf Romont noch weiterhin glüklich, so muß der Erzherzog, um Brabant zu dekken, den größern Theil seiner Völker zurükführen.

„Die Nachrichten aus Grertsberghen sind gleichwohl nicht mehr so günstig, als Anfangs. —

„Wie so? —

„Schon gestern Abends verbreitete sich das Gerücht, Graf Romont habe sich zurükziehen müssen, und diesen Morgen hat sich diese Nachricht bestätigt. —

„Wißt ihr nähere Umstände? —

„Mehrere von dem Heere des Grafen sind in der vergangenen Nacht in die Stadt zurükgekommen. — Sie wären durch den

Herrn

Herrn von Ligne angegriffen, und nach einem hitzigen Gefecht gänzlich geschlagen worden, ein Theil sei gefangen; Graf Romont sei mit vieler Gefahr entkommen, man wisse aber nicht, wohin er sich geflüchtet. — Der größere Theil des Heeres sei zerstreut und werde noch immer von den erzherzoglichen Völkern verfolgt. — Nur mit größter Behutsamkeit hätten sie sich nach Gent flüchten können, denn die Feinde streiften überall umher. — Grertsberghen sei ausgeplündert und niedergebrannt.

„Ist man schon in der Stadt davon unterrichtet? fragte Herr von Borselen schnell.

„Man spricht allgemein davon. —

„Und wem giebt man die Schuld? —

„Graf Romont möchte zu sorglos gewesen seyn. —

„So? — Man lasse sie bei dieser Meinung!

Fünf und sechzigstes Kapitel.

Maximilian besiegt seine Feinde und erwirbt sich durch Leutseligkeit ihre Zuneigung.

Mit schnellen Schritten verfolgte Erzherzog Maximilian seinen entworfenen Plan, die Flandrer von mehrern Seiten auf einmal anzugreifen.

Seine Unternehmungen hatten mehrentheils einen glüklichen Ausgang; mitten im Winter, bei dem unfreundlichsten Wetter, da man wegen der äußerst schlechten Wege völlig ruhig seyn zu dürfen glaubte, berennte der Erzherzog in der Nacht vom 2. Januar 1485 Oudenarde. — Alles lag noch im tiefen Schlafe, als sich die erzherzoglichen Völker bereits eines Thores bemächtigt, und die Wache gefangen genommen. — Das Freudengeschrei

der eindringenden Eroberer ermunterte die Bürger, man griff nach den Waffen, man that einigen Widerstand, aber der Erzherzog steuerte dem Gefecht. Er warf sich zwischen die Streitenden. — Er versprach den Bürgern von Oudenarde Verzeihung, wenn sie sogleich die Waffen niederlegen, und ruhig in ihre Wohnungen zurükkehren würden, — er stellte ihnen die nachtheiligen Folgen vor, die eine längere Widersezlichkeit nothwendig für sie haben müßte. — Sie gehorchten seinen Ermahnungen, und der Erzherzog belohnte ihre Folgsamkeit durch die Erfüllung seines Versprechens.

Die Eroberung von Oudenarde war für den Erzherzog sehr wichtig. Er erhielt hierdurch die Schelde in seine Gewalt; die Genter konnten nun nicht mehr, wie zeither, sich aus dieser Gegend ihre Bedürfnisse zu Wasser zuführen lassen. — Auch war Oudenarde ein

treflicher wohlgelegener Waffenplaz; von hieraus ward es dem Erzherzog sehr leicht, in den jenseits der Schelde gelegenen Theil von Flandern einzudringen, und mußte man sich ja wieder zurükziehen, so hatte man doch immer einen festen haltbaren Ort im Rükken, in welchen man sich werfen konnte.

Noch wichtiger machte für sich der Erzherzog die Eroberung dieser Stadt durch die gute, nachsichtsvolle Behandlung, welche er den Einwohnern derselben angedeihen ließ. —

Man hatte in ihm den beleidigten, jede frühere Vergehung schwer ahndenden Sieger befürchtet: — um so mehr erwarb ihm seine Leutseligkeit, seine herablassende Güte, und die genaue Erfüllung seines gleich anfänglich gegebenen Versprechens, daß alles vergeben und vergessen seyn sollte, die allgemeine Zuneigung. Niemand ward an seinem Eigenthum gekränkt: den erzherzoglichen Völkern

war

war bei hoher Strafe verboten, den Bürgern in Oudenarde nur den geringsten Schaden zuzufügen.

Die Nachricht von der Einnahme dieser Stadt, und von des Erzherzogs schonender Behandlung der dasigen Einwohner, machte in der umliegenden Gegend einen für den Erzherzog sehr günstigen Eindruk.

Es ward nunmehr deutlich, daß der Erzherzog nicht der harte, blos Unterdrükkung beabsichtigende Mann sei, für welchen man ihn zeither immer ausgegeben hatte, und man überzeugte sich jezt mehr und mehr, daß man wider einen so kühnen, tapfern Anführer nicht lange sich zu halten im Stande seyn werde, und daß es daher rathsamer sei, in Zeiten auf eine Aussöhnung mit ihm zu denken, als durch längere Widersezlichkeit seinen Unwillen noch mehr zu reizen.

Wirklich kamen auch aus verschiedenen, nahe um Oudenarde gelegenen kleinern Städ-

ten, Abgeordnete zu dem Erzherzog, um sich freiwillig seiner Herrschaft zu unterwerfen; — und alle kehrten, gerührt über seine herablassende Güte, und beschämt über die schonende Art, mit der er ihnen ihre zeitherige Widersezlichkeit verwiesen hatte, zu den Ihrigen zurük.

Sechs und sechzigstes Kapitel.

G e n t.

Mit dem wiederkehrenden Frühling, und sobald die Witterung das Ausrükken des Heeres erlaubte, griffen die Genter wieder zu den Waffen. Während des Winters hatte man Söldner angeworben, und sich, so viel es nur immer möglich gewesen war, in Vertheidigungsstand zu sezzen gesucht.

Man wollte dem Erzherzog nachahmen, und seine Völker an verschiedenen Orten angreifen. — Aber jedes Gefecht fiel immer

unglük-

unglüklich für die Genter aus, in mehrern erlitten sie einen sehr ansehnlichen Verlust, ihre Haufen wurden gemeiniglich zerstreut, und einzeln, verwundet und niedergeschlagen kehrten die Söldner nach Gent zurük.

Bedenklich schüttelten die Verständigen in Gent die Köpfe; — schon waren wieder einige Monate verstrichen, und die oft versprochene Hülfe aus Frankreich kam immer noch nicht, die bewilligten Beiträge zu Bestreitung der Kriegskosten wurden immer ansehnlicher, drükkender, — die Menge neuangeworbener, in Gent sich sammelnder Söldner verursachte eine Theuerung der Lebensmittel, die seit der Einnahme von Oudenarde merklich stieg. Laut murrte schon der gemeine Mann; man verlangte, auf eine oder die andere Art eine Aenderung in die Sache gebracht zu sehen. —

Ein Aufruhr war zu besorgen. Ihn abzuwenden, traten Payart und seine Freunde

nochmals zusammen, um den Vormündern aufs neue Vorstellungen zu thun, sie zu bitten, die Sache nicht aufs äußerste kommen zu lassen, noch in Zeiten, und ehe sich der Erzherzog der Stadt weiter nähere, die Unterhandlungen mit ihn wieder anzufangen. —

Die Vormünder schienen, bei der gegenwärtigen Lage der Umstände, diesen Antrag nicht geradezu von sich weisen zu wollen; kam die versprochene Hülfe von Frankreich nicht binnen kurzer Zeit, so mußte man bei den schnellen Fortschritten des Erzherzogs allerdings mit höchster Wahrscheinlichkeit befürchten, ihn in Kurzem als Sieger vor den Thoren von Gent zu sehen. —

Aber kaum wurden in Gent diese nachgiebiger werdenden Gesinnungen der Vormünder bekannt, als Rinn und Dereden sogleich mit vereinten Kräften den Vormündern entgegen arbeiteten. — Sie bedienten sich hierzu

zu Emissarien, die den Bürgern von Gent die Sache von der falschen Seite vorstellen, und besonders die Vormünder verdächtig machen mußten. —

Die Freiheit sei in Gefahr, — versicherten Frankreichs erkaufte Miethlinge, — aller Wahrscheinlichkeit nach wären die Vormünder von dem Erzherzog bestochen. Man beängstige das Volk mit ungegründeten Nachrichten, — schon mehrere male wären die erzherzoglichen Völker mit großem Verlust zurükgetrieben worden, Graf Romont habe in Brabant außerordentlichen Schaden gethan, — aber von dem allen habe man theils gar nichts, theils nur das Wenigste bekannt werden lassen. Kleine Vortheile des Erzherzogs würden hingegen zu bedeutenden Siegen, — die Einnahme unbedeutender Städte zu wichtigen Eroberungen gemacht, alles in der Absicht, um den Muth der Nation niederzu-

derzuschlagen, und selbige desto leichter zu einer schimpflichen Unterwerfung zu bewegen. — Es sei ja bekannt genug, daß der Erzherzog von allem zu Führung eines langdauernden Kriegs nöthigen Gelde völlig entblöst sei, und darauf allein könne man ja schon zuversichtlich die Hofnung eines glüklichen Ausgangs gründen, — auch könne man mit Gewißheit versichern, daß den übrigen niederländischen Provinzen, welche sich zeither noch immer durch des Erzherzogs Vorspiegelungen hätten blenden lassen, die Augen bereits aufgegangen wären, und daß der Erzherzog von daher auf keine kräftige Unterstüzzung mehr werde rechnen können. — Man solle doch die Lage der Sachen ruhig überlegen, und man werde bald finden, daß im Hauptwerke bis jezt noch wenig Verlust gewesen sei. — Nur in dem an Brabant angrenzenden Theile Flanderns habe der Erzherzog einige Städte inne, diesseits der Schelde sei ja noch alles

in

in Ruhe, und wie lange werde er sich denn halten können, sobald die Stände von Brabant ihn nicht mehr unterstüzten? — Er müsse dann selbst seine Kriegsvölker auseinandergehen, und sich jede Bedingung gefallen lassen, die man ihm vorzuschreiben für gut finden werde. — Nicht zu gedenken der kräftigen Hülfe, deren man mit voller Zuversicht von Seiten Frankreichs erwärtig seyn könne, und die gewiß schon längst eingetroffen seyn würde, wenn die Vormünder um deren baldige Absendung zu bitten nicht ermangelt hätten. — Unter diesen Umständen mit dem Erzherzog aufs neue in Unterhandlung zu treten, würde unverzeihliche Feigheit verrathen, man würde auf eine schimpfliche Weise einen Frieden erbitten, und für immer der Freiheit entsagen müssen, für deren Erhaltung man schon seit mehrern Jahren, und bis jezt, im Ganzen genommen, glüklich gekämpft habe.

Sieben und sechzigstes Kapitel.

Neue Bestürzung.

Dergleichen Insinuationen konnten nicht ohne die beabsichtigte Wirkung bleiben, und sehr bald überzeugte man sich von dem, was man wünschte. —

Man sahe schon im Geiste den Erzherzog von allen Seiten in die Enge getrieben, — von den übrigen niederländischen Provinzen verlassen, — ohne Hülfe, ohne Unterstüzzung. —

Wer jezt zu neuen Friedensunterhandlungen rathen könne, müsse durchaus feig, oder ein Feind des Vaterlandes seyn, und wer es wagen werde, dieserhalb Vorstellungen zu thun, solle als ein Verräther des Vaterlandes angesehen und behandelt werden.

Doch

Doch dieser hohe Muth der Bürger in Gent ward binnen wenig Tagen durch neue beunruhigende Nachrichten völlig niedergeschlagen. —

Der Erzherzog hatte Nieneuve mit Sturm erobert, und stand bereits mit einem Theil seines Heers vor Aelst. — Aus Dendremonde zog der Erzherzog noch mehrere Kriegsvölker an sich. — Einzelne Haufen waren bereits bis auf wenige Meilen gegen Gent herangestreift, und hatten die flandrischen Söldner zurükgedrängt. — Es war nicht mehr zu bezweifeln, daß Maximilian sein Hauptabsehen auf Gent gerichtet habe.

Schrekken und Bestürzung verbreitete diese Nachricht in der ganzen Stadt. — Selbst die Vormünder wußten nicht, welchen Entschluß sie fassen, ob sie durch Abgeordnete den Erzherzog zu besänftigen suchen, — ob sie die

Stadt, im Fall eines Angriffs, vertheidigen, oder sich mit Herzog Philippen nach Brügg begeben sollten.

Payart übernahm, auf geheime Veranlassung des Herrn von Borselen, die Gesinnungen der Genter zu erforschen.

Er stellte ihnen vor, daß ihre Aengstlichkeit sie den sichersten Weg, sich aus dieser Verlegenheit zu retten, verfehlen lasse. — Es liege offen genug am Tage, daß der Erzherzog ihnen an Macht und Kriegsglük weit überlegen sei, — bis jezt habe Maximilian sich mit vieler Mäßigung betragen, aber ein längerer Widerstand müsse am Ende seinen Zorn reizen. — Es sei doch immer sicherer, noch in Zeiten, und ehe der Erzherzog mit seinem siegenden Heere bis vor die Thore gedrungen sei, durch gütliche Unterhandlungen die Gefahr von der Stadt abzuwenden, als

Leben, Gut und Habe bei längerer Widersezlichkeit aufs Spiel zu sezzen. — Jezt könne man noch mit dem Erzherzog sich in der Güte vertragen, und er werde gewiß, um des jungen Herzogs willen, billigen Anträgen Gehör geben. — Aber komme er als Sieger in die Stadt, dann müsse man sich ohne alle Bedingung in seine Hände geben. —

Payar's Vorstellungen machten Eindruk, — man mußte zugeben, daß man sich gegen den Erzherzog nicht würde halten können, — daß der Vorgang in Oudenarde hinlänglich bewiese, wie bereitwillig Maximilian zum Verzeihen sei. Man war schon darüber einverstanden, daß die Vormünder mit dem Erzherzog durch Abgeordnete aufs neue in Unterhandlung treten, und wenigstens für den Augenblik das weitere Vordringen der erzherzoglichen Völker gegen die Stadt abzuwen-

zuwenden suchen sollten, als auf einmal die Sache eine andere Wendung erhielt.

Acht und sechzigstes Kapitel.

Rinn zeigt sich auf einer noch ganz unbekannten Seite.

Rinn erschien in völliger Rüstung zu Pferde unter den versammelten Bürgern. –

Er bat um geneigtes Gehör, und bald ward tiefe Stille um ihn her. –

„Liebe Herren und Freunde! — hub er an, — ganz unverkennbar beweist eure ansehnliche Versammlung und der tiefe Ernst, den ich auf euern Gesichtern wahrnehme, wie sehr euch die Gefahr zu Herzen geht, in welcher sich gegenwärtig das Vaterland zu befindet scheint. — Aber ich glaube auch,

bei

bei einigen unter euch Aengstlichkeit zu bemerken, und das sollte doch wohl jezt noch nicht der Fall seyn! — Zwar sind neuerlich wieder beunruhigende Nachrichten eingegangen, aber wer bürgt denn dafür, daß sie nicht übertrieben sind? — Maximilian hat Nieuve eingenommen, Aelst berennt: — darum ist aber unsere Freiheit noch nicht in Gefahr; — einzelne Haufen streifen in der Gegend umher, rauben, plündern und morden: — Unglüks genug für die, welche das Uibel betrifft! aber unsern Muth kann und darf das nicht erschüttern.

„Gleichwohl, liebe Herren und Freunde! können wir nicht länger ruhig zusehen, daß Maximilian solch Unwesen fernerhin treibt. — Man hätte seiner Kekheit schon längst Schranken sezzen sollen. — Warum man ihn bisher mit so vieler Schonung behandelt hat, will ich jezt nicht näher untersuchen. —

„Aber

„Aber unsere Nachsicht hat das Uibel schlimmer gemacht. — Maximilian sieht unsere Ruhe für Furchtsamkeit an, und wird immer kekker. — Ganz Flandern richtet seine Augen auf uns, und kann sich unsere zeitherige Unthätigkeit nicht erklären: — die armen, wehrlosen, von Hab' und Gut getriebenen Einwohner flehen um Schuz und Hülfe, und wir sollten sie hülflos lassen? —

„Ihr seid die Vormauer von Flandern, auf euch beruht zum größten Theil das Wohl des Vaterlandes, — die Erhaltung der Freiheit! — Ein trefliches Beispiel der Standhaftigkei, des festen Muths, der wahren Vaterlands- und Freiheitsliebe habt ihr bis jezt dem ganzen Lande gegeben. — Man hat euch bewundert, und sich bestrebt euch nachzuahmen! —

„Und ihr wolltet jezt, da einige an sich wirklich unbedeutende, widrige Vorfälle eingetre-

getreten sind, euch des hohen Ruhms: Retter und Erhalter vaterländischer Rechte und Freiheiten gewesen zu seyn, durch ängstliche Unthätigkeit auf einmal verlustig machen? —

„Nein, liebe Herren und Freunde! laßt euch nicht durch ängstliche Vorstellungen dieses hohen Ruhms berauben! — Verfolgt mit Muthe, mit fester Entschlossenheit die Laufbahn, die ihr bis jezt so rühmlich betreten habt, und ihr werdet das euch vorgestekte Ziel gewiß erreichen. — Maximilian wird von euch Frieden und Schonung erbitten müssen, — ihr werdet das Vaterland nicht blos für den Augenblik gerettet — nein, ihr werdet Flanderns Rechte und Freiheiten für immer erhalten und befestiget haben! —

„Doch bei euern bekannten patriotischen Gesinnungen bedarf es keiner neuen Ermunterung. — Nur aufmerksam machen wollt

ich euch auf den Ungrund jener Gerüchte, welche seit einigen Tagen in unserer Stadt sich verbreitet haben, und welche, — ganz unverkennbar aus unlautern Absichten, — sehr übertrieben werden. —

„Daß dies wirklich der Fall sei, davon hoffe ich zuversichtlichst euch in Kurzem sprechende Beweise geben zu können. — Schon weht das Panier der Stadt am Wasserthore; dort haben sich unsere Söldner versammelt, und eben bin ich im Begriff, sie wider den Feind des Vaterlandes und der Freiheit anzuführen.“ —

„Unsere zeitherige Nachsicht hat den Feind kühn gemacht. — Maximilians Völker schwärmen in kleinen Haufen sorglos umher, — sie ahnden nicht die Züchtigung, die ihnen bevorsteht; — um so leichter wird es uns jezt werden, sie aufs das empfind-

lichst,

lichste für ihren Muthwillen, für ihre Kekheit zu züchtigen." —

„Zu den Waffen, zu den Waffen!" — riefen jezt mehrere unter der Menge. — Vom Wasserthore her schmetterten Trompeten; — Payart versuchte Ruhe und Stille zu bewirken, — aber seine Bemühungen blieben fruchtlos. —

Langsam ritt Rinn nach dem Wasserthore zu, Frankreichs erkaufte Anhänger begleiteten ihn mit lautem Jubelgeschrei, — mehrere Bürger folgten aus Neugierde. — Die Redlichgesinnten schwiegen, und kehrten traurig in ihre Wohnungen zurük.

Neun und sechzigstes Kapitel.

Herr von Borselen und Payart.

„Man mag die Sache ansehen, von welcher Seite man immer will, wir haben dabei außerordentlich verloren. — Auf einen Vergleich mit dem Erzherzog ist nicht weiter zu rechnen. — Nun müssen wir mit allem Ernste auf unsere Vertheidigung denken. —

„Sollte denn alle Hofnung zum Frieden dahin seyn? —

„Bedenkt doch selbst, in welchem Lichte wir jezt dem Erzherzog erscheinen müssen. — Wir suchen unter der Hand ein gütliches Abkommen zu bewirken; — der Erzherzog läßt sich nicht abgeneigt finden, die Friedensunterhandlungen wieder anzufangen, wenigstens

werden

werden unsere Vorschläge nicht geradezu zurükgewiesen; statt daß wir nun durch ein vorsichtiges gemäßigtes Betragen den Erzherzog zu überzeugen suchen sollten, daß es uns diesmal wirklich Ernst sei, — verdirbt Rinn durch sein unglükliches planloses Unternehmen die ganze Sache. —

„Leider! —

„Nicht genug; wir suchen den Erzherzog zu überzeugen, daß blos der Wunsch, Ruhe und Ordnung im Lande wieder hergestellt zu sehen, uns veranlaßt habe, die Hand zum Frieden aufs neue zu bieten: — und Raßinghem überfällt die erzherzoglichen Völker bei Oudenarde. — Muß nicht der Erzherzog glauben, wir haben ihn durch unsere Vorschläge blos sicher machen wollen? — sprechen nicht alle Umstände wider uns, daß wir mit Raßinghem in geheimer Verbindung

 stehen,

stehen, daß wir von seinem Zuge im Voraus unterrichtet gewesen sind? —

„Aber, gnädiger Herr . . . .

„Ich weis alles, was ihr sagen wollt, fuhr Herr von Borselen fort, — Raßinghem hat ganz ohne unser Vorwissen gehandelt: er ist ein Feind der Regierung. — Aber unverkennbar ist's doch, daß Rinn und Raßinghem sich mit einander verstanden haben müssen. — In einer Nacht, beinahe zu der nemlichen Stunde, da Rinn jenen unglüklichen Ausfall wagt, überfällt Raßinghem die Erzherzoglichen. Kann denn Maximilian unsern heiligsten Versicherungen Glauben beimessen, wenn solche Thatsachen wider uns sprechen? —

„Doch dürfte Erzherzog Maximilian wohl genau von den Verhältnissen unterrichtet seyn, in welchen sich die Regierung gegen Rinn und Raßinghem befindet.

„Ich

„Ich gebe das zu, — aber erhalten denn dadurch die Erbietungen der Regierung bei dem Erzherzog mehrere Zuverläßigkeit? — Müssen nicht vielmehr die neuern Vorgänge den Erzherzog schüchtern machen, sich mit der Regierung in Unterhandlungen einzulassen? — Frankreichs Anhänger werden immer mächtiger, und die Regierung vermag ihnen kaum mehr das Gleichgewicht zu halten. — Der Ausbruch innerlicher Unruhen ist beinahe nicht mehr zu vermeiden, und eben darauf gründet der Erzherzog seinen Plan. — Glaubt mir, Payart! — wir können uns kaum noch wenige Monate halten. —

„Jezt besorgt ihr das noch, da Frankreich beinahe achttausend Mann Hülfsvölker gesendet hat? —

„Jezt mehr als jemals. — Man will mirs nicht zugeben, aber ich bin fest überzeugt,

zeugt, Frankreich meint's auch diesmal nicht redlich. — Warum ließ man denn diese achttausend Mann nicht in Brabant einrükken? — Wir hatten ja darauf angetragen, man hatte es uns ja versprochen. — Maximilian hätte sich dann zurükziehen müssen, und die Brabanter würden ihn sehr bald zum Frieden genöthiget haben. — So giebt man aber unser Land allen Drangsalen eines innerlichen Kriegs Preis, und, was das Schlimmste ist, — Frankreichs Anhänger erhalten zugleich ein entscheidendes Uibergewicht. —

„Ich meinte immer, Maximilian würde nunmehr Flandern weniger, als zeither, beunruhigen. —

„O! da kennt ihr ihn nicht; wären wir ihm auch an Macht weit überlegen, er würde doch weiter vorzudringen suchen. — Von

seinem

seinem unternehmenden Geiste, von seiner kühnen Entschlossenheit könnt ihr euch keinen Begriff machen! — Wir werden in wenig Tagen hören, daß er dem französischen Heere entgegen geht. —

„Das wäre viel gewagt. —

„Erinnert ihr euch noch an die Schlacht bei Guinegate. — War seine Lage damals nicht weit gespannter? — Und doch siegte er durch kühne Entschlossenheit. — Welche Wendung unsere Angelegenheiten unter diesen Umständen nehmen müssen, ist vorauszusehen. — Gleichwohl wollen wir uns so lange als möglich zu halten suchen. — Die Stadt ist in gutem Vertheidigungsstand, und um mehrerer Sicherheit willen müssen die Thore, so wie alle wichtige Posten, durch vertraute Bürger besezt werden; daß Ruhe und Ordnung in der Stadt erhalten werde, darauf werdet ihr besonders sehen.

„Es soll alles befolgt werden. —

„Noch Eins! — Nähert sich das französische Heer, so muß sich unsere Aufmerksamkeit und Wachsamkeit verdoppeln. So lang als möglich müssen wir zu verhindern suchen, daß keine französischen Kriegsvölker nach Gent kommen. —

„Gnädiger Herr! ich besorge, daß dies kaum zu vermeiden seyn wird.

„Ich fühle das selbst, — aber es ist das einzige Mittel. . . . . Doch vielleicht ändert sich inzwischen die Lage der Sachen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Strauß, J. S.

Kunz von der Rosen, Maximilians des Ersten lustiger Rath Ein Beitrag zur Geschichte der Niederländischen Unruhen im funfzehenden Jahrhunderte

Bd.: 2

Freyberg ; Annaberg (1794)

P.o.germ. 1426 to-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120910-1
VD18 90403258